Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1919 Nr. 557 — Jahrgang 212

Bezugspreis: für hiesige und auswärtige Bezieher monatlich Mk. 2,00, vierteljährlich Mk. 6.00 frei Haus. Durch die Post bezogen zuzüglich postal. Bestellgeld.

Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62. Fernruf Zentrale 7801. abends von 7 Uhr an Redaktion 5801 und 5810 — Postscheckkonto Leipzig 20512

Sonntag-Ausgabe

Sonntag, 9. November

Anzeigenpreis: Die 7gesp. 36 mm breite mm-Grundzeile 30 ₰. Die 3gesp. 90 mm breite mm-Reklamezeile 60 ₰. Sonst nach Tarif. Erfüllungsort Halle-Saale.

Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30. Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Eigene Berliner Schriftleitung. — Verlag und Druck von Otto Thiele, Halle-Saale.

Zum 9. November

Der Tag deutscher Schmach: ein sozialdemokratischer Festtag!

„Wir werden die Armee untergraben, um die Weltrevolution in Gang zu bringen." (Haase 1914.)

„Ich bekenne ganz offen, daß ein voller Sieg des Reiches den Interessen der Sozialdemokratie nicht entsprechen würde." („Vorwärts"-Redakteur Abg. Ströbel 1915.)

„Nach Siegen pflegt eine Entwicklung im aristokratischen Sinne zu folgen, nach Niederlagen eine freiheitliche Periode der Politik." („Berliner Tageblatt".)

„Warum noch Krieg? — Wir müssen uns heute darüber klar werden, daß die eigentliche und tiefste Ursache dafür, daß es so ungeheuer schwer ist, zum Frieden zu kommen, in den militärischen Erfolgen Deutschlands liegt." („Vorwärts" am 6. November 1917.)

„Uebrigens waren wir immer dann, wenn unsere militärische Situation am glänzendsten war, in heftigster Opposition." (Scheidemann am 23. September 1918.)

„Uns ist diese Revolution nicht überraschend gekommen! Seit dem 25. Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Die Arbeit war schwierig und gefahrvoll zugleich, wir haben sie mit vielen Jahren Zuchthaus und Gefängnis bezahlt. Die Partei hatte eingesehen, daß die großen Streiks nicht zur Revolution führen, es mußten daher andere Wege beschritten werden. Die Arbeit hat gelohnt, wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt: die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Sie haben die Frontsoldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen." (Der Soz. Vater in einer Sitzung des Magdeburger A.- u. S.-Rates.)

Während der Schlacht am 8. und 11. August 1918 schrieen fliehende Infanteristen der feuernden Artillerie zu: „Streikbrecher!" — Fliehende Soldaten stoßen auf M.-G.-Bedienungen, die dem Feinde entgegenziehen: „Schmeißt doch die Knarren weg, streiken müßt ihr, daß Schluß wird!" — Agitator in einer Soldatenversammlung: „Wenn der Kaiser abdankt, Deutschland sozialistische Republik wird und als Zeichen der Größe die Waffen niederlegt — ist der Weltfriede gesichert, marschiert der Gedanke des Sozialismus!"

„Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!" (Scheidemann am 9. November.)

„Wir stehen am Grabe des deutschen Volkes." (Derselbe Scheidemann im Mai 1919.)

Die kulturelle Bilanz der Revolution

Von
Generalsuperintendent D. Reinhard, Danzig,
Mitglied der preußischen Landesversammlung.

Drei Fremdwörter in der Ueberschrift! Sie sind mit voller Absicht aufgenommen zum Zeichen und Zeugnis, daß die ganze Umwälzung, deren Jahrestag nun wiederkehrt, so undeutsch wie möglich ist. Ein englischer Schriftsteller hat, wie Otto Hintze im Vorwort zu seinem lesenswerten Buche „Die Hohenzollern und ihr Volk" bemerkt, wohl gemeint, die preußische Geschichte sei unendlich langweilig, weil darin soviel von Kriegen und so wenig von Revolutionen die Rede ist. Nun haben wir den pikanten Reiz einer Revolution, den der englische Schriftsteller vermißt. Aber diese Errungenschaft kostet uns auch auf kulturellem Gebiete einen im Jahrzehnten nicht wieder einzubringenden Verlust. Ihm in seinem ganzen Umfange zu buchen, ist Pflicht jedes ehrlichen Volksfreundes. Illusionspolitik hat wahrlich schon Schaden genug angerichtet.

Der Begriff der Kultur kann im Unterschiede von dem bloß äußerlichen Firnis der Zivilisation nicht unendlich genug gefaßt werden. Demgemäß wird man als Gradmesser echter Kultur die Sittlichkeit eines Volkes hinstellen können. Gerade auf diesem Gebiete aber ist der Niedergang so offensichtlich, daß jeder, der sehen will, ihn sehen muß. Das Volk der Denker und Dichter ist zum Volke der Streiker und Schieber geworden. Auch Leute, die mir und mich auseinanderhielten, haben sich gewöhnt, Mein und Dein zu verwechseln. Tanz- und Spielwut feiern ihre Orgien. Der „Aufklärungsfilm" befriedigt das perverse Kunstbedürfnis weiter Kreise, Schmutz und Schund, einst verboten vom Ausland nach Deutschland eingeschmuggelt, haben offensichtlich Heimatrecht auf deutschem Boden gewonnen und sind ein Ausfuhrartikel geworden, der unsere moralische Valuta beim Ausland in Grund und Boden verdirbt. Jene Stimme, die Deutschland höhnend die Kloake Europas nennt, ist auf dem besten Wege, Recht zu behalten.

Gewiß hat auch vor der Revolution schon die Sittenlosigkeit in unserem Vaterlande eine Stätte gehabt. Aber sie führte ihr Dasein im Verborgenen und ihre Heimlichkeit war das Zeugnis ihres bösen Gewissens. Heute aber treibt sie ihr Unwesen je länger je mehr vor breitester Oeffentlichkeit und alle Versuche, ihrer Herr zu werden, sind kläglich gescheitert.

Mit dieser Bilanz haben wir Tatsachen festgestellt und aus ihnen Folgerungen gezogen. Es ist uns nicht darum zu tun, in den Kampfplatz der Parteien hinabzusteigen und die Frage zu entscheiden, ob diese Zustände lediglich Folge oder aber zureichende Ursache der Revolution sind, ob Krieg und Hunger allein oder aber die gesliflentliche Ausschaltung aller jener Kräfte, die Ordnung und sittlichen Halt bieten, diesen Verfall auf ihr Konto schreiben müssen. Wir wollen ein kulturelles Ordnungsprogramm aufstellen und alle die, denen es ernst um unseres Volkes Erneuerung ist, auf den Plan rufen.

Das einstimmige Zeugnis aus allen Lagern bedeutet: Nur Arbeit kann uns retten. Der innere Trieb zur Arbeit, das, was wir mit dem echt deutschen, altpreußischen Wort „Pflicht" meinen, ist aber letzten Endes nicht eine wirtschaftliche, ja nicht einmal eine soziale, sondern eine sittliche, religiös „verankerte" Sache. Und darum ist es mir immer eines der größten unter den vielen Rätseln, daß die Revolution uns aufgab, gewesen, daß sie, die doch immer wiederholte Aussage ihrer Führer die Hebung des Volkes sich zur Aufgabe machte, mit offener Religions- und Kirchenfeindschaft begann. Man hätte froh sein sollen, wenn die im Christentum liegenden Kräfte in vollem Umfange dem erstrebten Ziele dienstbar gemacht worden wären. Es muß doch ein gut Teil bösen Gewissens mit im Spiele gewesen sein, wenn man für die Revolution auch die Segnungen der unsichtbaren Welt bereitwilligst verzichtete. Nur der unerwartet starke Widerstand, den die Bestrebungen der neuen Männer in den weitesten Volkskreisen fanden — ich erinnere an die sechs Millionen Unterschriften gegen die Abschaffung des Religionsunterrichts in der Schule —, hat das Aeußerste verhütet und zugleich den Weg gezeigt, auf dem auch ferner Besserung erreicht werden kann. Das Frauenwahlrecht wird der Revolution möglicherweise zu jener Grube werden, die anderen gegraben wurde und dann zum eigenen Fall führte! Die deutsche Frau und Mutter ist die Hüterin des Herdfeuers deutscher Kultur.

Mit Stolz weist die Revolutionsregierung auf die von ihr in Angriff genommene Kulturarbeit, die in den Schlagworten Einheitsschule und Volkshochschule eingeschlossen ist, hin. „Ein Volk, das in solchen Zeiten des Zusammenbruchs sich auf die Hebung seiner Geistesbildung besinnt ist nicht verloren", sagte neulich ein berufener Vertreter der neuen Zeit vor berufenen Männern und Frauen. Wir sind die letzten, die den Wert solcher Kulturarbeit leugnen wollen, erkennen auch gern an, daß in jenen beiden Kristallisationspunkten doch etwas Ersprießliches zustande kommt. Um so mehr aber fühlen wir die uns als Opposition doppelt ins Gewissen geschobene Pflicht, auf die Gefahren hinzuweisen, die in der Art liegen, mit der die neuen Leute an die kulturelle Hebung unseres Volkes herantreten.

Schon Schleiermacher wies vor mehr denn hundert Jahren, als Preußen in der Zeit des Niederbruches seinen Aufstieg mit der Inangriffnahme bedeutsamer Kulturaufgaben begann, darauf hin, daß es verderblich sein müsse, wenn die Volksbildung in das Parteigetriebe hineingezogen werde. An dieser Klippe droht heute das Werk zu scheitern, wenn nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen wird. Einsichtige Männer der gegenwärtigen Regierung können selbst diesen Besorgnissen sich nicht verschließen. Sie spüren jetzt, daß sie die Geister, die sie riefen, nicht los werden und geben gelegentlich der Empfindung Ausdruck, daß die deutsche Kultur unter der Diktatur der radikalen Elemente der Volksschulherrschaft steht. Es wird viel davon abhängen, ob es den besonnenen, national gesinnten Lehrern, die sicherlich weit in der Ueberzahl sind, gelingen wird, den Entschluß der Stürmer und Dränger in ihren Standesvereinen auf das richtige Maß zu beschränken. Das wird um so eher möglich sein, wenn die Einsicht allgemein Platz greift, daß die rechtsstehenden Parteien tatkräftig für alle berechtigten Interessen ihres Standes eintreten. Nicht geringer ist die andere Gefahr, die für die Kultur unseres Volkes in der einseitigen Betonung des Intellektuellen als Uebungsgabe der Volksbildung liegt. Schon bei der Entscheidung über den Aufstieg der Begabten, die wesentlich schulmäßig gehandhabt und in die Hand des Lehrers gelegt werden soll, tritt diese Gefahr zutage und wächst sich in der Volkshochschule weiter aus. Gewiß liegt Wissenschaft und Forschung unverkennbar in der Linie deutschen Volkstums. Es ist bezeichnend für die Macht der sozialistischen Weltanschauung, daß in ihr, von Kant und Hegel her zu Marx verdringend, das nationalistische Prinzip herrschend geworden ist. Aber nicht minder tief, vielleicht tiefer noch, ist im deutschen Volkstum der Zug zum Internationalen beschlossen. Das köstlichste deutsche Erbgut, unser deutsches Gemüt, das auch heute noch nicht gänzlich verwirtschaftet ist, ist das Gefäß der Sehnsucht nach Ueberweltlichem. Wir haben allen Anlaß zu der Befürchtung, daß ihm die Revolution nicht genügend Rechnung trägt und tragen kann. Von der geflissentlichen Ausschaltung des religiösen Elements war schon die Rede. Gewiß ist Religion Privatsache, und zwar die privateste Sache der Welt, die letztlich nur mich und meinen Gott was angeht. Und doch ist die Religion ein unveräußerlicher Bestandteil der Volkskultur. Gerade das deutsche Volk, dessen sonst bedauerliche konfessionelle Spaltung doch ein Zeugnis dafür ist, wie ernst es religiöse Fragen von Volkswegen nimmt, kann dieses Kulturfaktors weniger als jedes andere entbehren.

Dazu aber kommt ein zweites, trotz seiner anscheinend reinen Diesseitigkeit im Grunde seines Wesens internationales Element. Gewiß ist der Deutsche mehr als Angehöriger anderer Nationen weltbürgerlich veranlagt. In dieser Anlage findet die stets Lügen aktrafte Hoffnung einer Weltrevolution immer neue Nahrung. Gleichwohl aber schlummert — heutzutage bei vielen vielleicht nur im Unterbewußtsein — in uns allen der nationale Gedanke. Er ist dem Dornröschen im deutschen Märchen vergleichbar, das auf den Kuß des Prinzensohnes wartet. Wir können auf die Dauer nicht der Selbstbeschränkung leben, daß Deutschland wiederum nur einen geographischen Begriff darstellt. Wir warten auf die Erstehung Barbarossos, der alten Kaiserherrlichkeit. Daß die Revolution diesen Gedanken im deutschen Volke getötet hat und tot halten muß, ist ihre ureigenste Sünde am deutschen Volksgeist.

Wie die wirtschaftliche und politische, so endet auch die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0001

kulturelle Bilanz des ersten Revolutionsjahres mit einem ungeheuren Fehlbetrag. Er muß, wenn er zum Dauerzustand wird, den sittlichen Staatsbankerott zur Folge haben, und doch können und wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß gerade auf diesem Gebiete die Erneuerung einsetzt. Unser Christenglaube lehrt uns, daß die Kräfte der oberen Welt auch heute noch ungebrochen sind. Die Weisheit Salomos rief ihrem Volke zu: „Es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, welches alles heilet." Und an unser Volk ergeht in seiner todähnlichen Krankheit die wundertätige Frage des himmlischen Arztes: „Willst du gesund werden?" Wenn wir hier ein entschlossenes Ja finden, dann ist trotz allem Niederbruch Hoffnung auf Gesundung unserer Kultur vorhanden. Ist aber unser inneres Leben erst wieder auf den Beinen, dann folgt die Gesundung unseres wirtschaftlichen und politischen Lebens langsam, aber sicher nach.

Kohlenversorgung und Kohlennot

Preußenparlament

Berlin, 8. November.

Am Ministertisch: **Fischbeck.**

Präsident Leinert eröffnet die Sitzung um 12½ Uhr.

Zur zweiten Beratung steht der Haushalt der Bergverwaltung.

Abg. Schulz (Soz.) empfiehlt Anträge seiner Partei auf Unterbringung und Versorgung der aus den linksrheinischen Gebieten ausgewiesenen Bergarbeiter.

Abg. Dr. Jordan (Dem.) empfiehlt eine Neuregelung des Bergschulwesens.

Abg. Dr. Reinecke (Ztr.) beantragt, die Regierung möge dahin wirken, daß zum Ausgleich von Berg- und Rauchschäden Pflichtversicherungen der Bergwerksbesitzer gebildet werden.

Abg. Niedel (Dem.) fragt die Regierung, welche beschleunigten Maßnahmen sie treffen werde, um den aus der drohenden Kohlennot sich ergebenden Gefahren wirksam zu begegnen.

Minister Fischbeck: Der Herr Vorredner hat recht. Die

Frage der Kohlenversorgung

ist vielleicht die drückendste, die auf einer verantwortlichen Behörde lastet. Die Erkenntnis, daß die Kohlenförderung zurückgegangen, ist schon lange in uns aufgegangen. Es ist eine Kommission von Sachverständigen der Zentral- und Arbeiterverbände zu Beratungen zusammengetreten, um grundlegende Maßnahmen zur Hebung der Kohlennot zu besprechen. Es wurde darauf hingewiesen, daß Schuld an der Kohlennot die Verkürzung der Arbeitszeit trägt und daß es darauf ankommt, mit allen Mitteln die Zahl der Belegschaften zu vermehren. Die Zahl der Belegschaften ist von 415 000 Köpfen auf 444 000 und am 1. November um weitere 10 000 gestiegen. Die Zahl der Braunkohlenarbeiter hat sich mehr als verdoppelt. Jetzt aber handelt es sich um Unterkunftsmöglichkeiten der Arbeiter. Wir sind deshalb mit den Gemeinden in Verbindung getreten, ebenso mit den Hüttenbesitzern, um für die Unterkunft der Arbeiter aufzukommen. Wir haben Baracken gebaut und alles Mögliche andere getan. Im wesentlichen ist die Frage der Kohlenversorgung eine Transportfrage. Die Verlangsamung des Wagenumlaufs ist mit eine

Hauptursache der Kohlennot.

Die Hauptschuld liegt aber doch in der Verkürzung der Arbeitszeit und an den Abgaben an die Entente, die allein an Steinkohlen 66 Millionen 500 000 und an Braunkohlen 53 Millionen Tonnen verlangt. Wir werden also in den nächsten 5 Monaten mit einer Mindererzeugung von 28 Millionen 500 000 Tonnen Steinkohlen und 15 300 000 Tonnen Braunkohlen zu rechnen haben. Die Folgen der Kohlennot beeinträchtigen den Personenverkehr aufs äußerste. Infolge des niedrigen Wasserstandes des Rheins ist jetzt ein Transport auf dem Wasserwege auch nicht möglich. Die Heranziehung von Lastautos zur Beförderung ist infolgedessen unzulässig, als dadurch die Straßen in einen schlechten Zustand versetzt werden. Weiter hat eine Erhöhung der Löhne vorgenommen werden müssen. Die Löhne sind von 8 auf 26 Mark gestiegen. Im Ruhrgebiet und in Oberschlesien sind schon 1918 die Löhne höher gewesen als die Erträgnisse. Die Unkosten sind 11 Prozent höher als die Verkaufspreise. In diesem Jahre werden die Unkosten allein 61 Millionen betragen. Ich bin also nicht in der Lage, Erfreuliches in Aussicht zu stellen. Wir können nur die Hoffnung haben, daß wir endlich geregelte Verhältnisse bekommen. Um dahin zu kommen, bedarf es allerdings des Zusammenwirkens aller Teile. Wir müssen wieder zu einer gesunden Produktion kommen. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Buschmann (Soz.): An der ungünstigen Lage des Bergbaues ist nicht die politische Umwälzung schuld, sondern sie hat in Sünden der früheren Verwaltung ihren Grund. Unsere Organisationen haben volles Verständnis für die Entwickelungsfähigkeit unseres Bergbaues bewiesen. Aber die Verwaltung hat ihnen wettfremd gegenübergestanden und die Lohnforderungen in einer Weise behandelt, die zur Empörung herausforderte. Wir erwarten, daß in Zukunft ein solches Unverständnis für die Arbeiterverhältnisse nicht mehr Platz greift.

Oberbergbauhauptmann Althans: Wir haben nichts zu verheimlichen und sind ganz damit einverstanden, daß ein Ausschuß unter Heranziehung der Betriebsräte die bergbaulichen Verhältnisse untersucht, um auf die Beseitigung von Mißständen hinzuwirken.

Montag 12 Uhr: Fortsetzung.

Schluß 4 Uhr.

Die Auflösung der Friedenskonferenz

Lugano, 7. November.

Laut dem Pariser Korrespondenten des „Corriere della Sera" sträubt sich Clemenceau mit ganzer Energie gegen die Forderung Englands und Amerikas, die Friedenskonferenz und den Obersten Interalliierten Rat aufzulösen, weil er darin eine ernste Gefahr für die Aufrechterhaltung der interalliierten Solidarität und eine Ermutigung für Deutschland, die Friedensbedingungen nicht einzuhalten, sieht. England und Amerika bestehen jedoch auf Auflösung. Während aber England die Erledigung der noch ungelösten Fragen: Adria, Türkei, Polen usw., an besondere Botschafterkonferenzen verweisen möchte, tritt Amerika für Behandlung aller noch unerledigten Fragen auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege ein. Die amerikanischen Delegierten wollen unbedingt das Weihnachtsfest zu Hause verbringen und danach nicht mehr nach Europa zurückkehren. Wie der

Zum geplanten Anschluß Salzburgs an Bayern.

Pariser Korrespondent des „Corriere della Sera" weiter bemerkt, nimmt Italien eine vermittelnde Stellung ein, indem es vorschlägt, die Konferenz vom 10. Dezember bis über Weihnachten zu vertagen, während Clemenceau auf einer lückenlosen Fortarbeit bis zur Erledigung der Friedensprobleme und der Konstituierung der Gesellschaft der Nationen besteht.

Um den Friedensvertrag

Amsterdam, 8. November.

Das Pressebüro Radio meldet aus Washington, daß Senator Borah nach Ablehnung des Abänderungsantrages Gore seine beiden Anträge auf Streichung der Artikel 10 und 11 aus dem Friedensvertrag zurückgezogen hat. Damit ist das Abänderungsverlangen des Senats beendet. Senator Hitchcock gab nach einer Konferenz der demokratischen Senatoren zu, daß die Demokraten zu einem Kompromiß gezwungen werden könnten, daß sie diesen Schritt aber nicht unternehmen wollten, bevor die letzte Hoffnung auf Durchbringung ihrer Vorbehalte im Senat geschwunden sei.

Nach einer weiteren Meldung wird die Schlußabstimmung über den Friedensvertrag im Senat am 15. November stattfinden.

Washington, 8. November.

Gestern hatte im Senat die Partei, die für die Vorbehalte zum Friedensvertrag ist, zum ersten Male Gelegenheit, ihre Stärke zu erproben. Der Senat lehnte mit 48 gegen 40 Stimmen die Streichung der ersten Klausel der Vorbehalte, in der die Annahme der Vorbehalte durch drei Großmächte verlangt wird, ab.

Das Ende des Metallarbeiterstreiks

Berlin, 8. November.

Nachdem der Generalstreik gescheitert ist, bleibt der Streikleitung nichts übrig, als zum Rückzug zu blasen. Die Generalversammlung der Berliner Metallarbeiter hat folgenden Entschluß gefaßt:

Mit 4000 gegen wenige Stimmen wurde der Generalstreik beschlossen. Gestern wurde mit 4000 gegen 20 Stimmen folgende Resolution angenommen:

Alle sich im Sympathiestreik befindenden Kollegen werden von ihrer Streikpflicht entbunden. Die Urabstimmung erhält den Auftrag, alle zur Entlassung der Verhafteten notwendigen Schritte zu unternehmen. Die Urabstimmungskommission erhält ferner den Auftrag, betriebsweise über die Aufnahme der Arbeit abstimmen zu lassen. Die Urabstimmung, das heißt das Ergebnis der Abstimmung ist maßgebend für alle Streikenden und Ausgesperrten. Die Arbeit soll unter keinen Umständen aufgenommen werden, ehe die Verhafteten entlassen sind. Die Urabstimmungskommission ist beauftragt, falls durch die Urabstimmung die Arbeitsaufnahme beschlossen wird, dies durch die Presse bekannt zu geben. Damit ist der Sympathiestreik beendet und der Streik derjenigen Arbeiter, die schon am 3. November streikten, wird in der nächsten Woche ebenfalls sein Ende finden.

Die Revolutionsfeier in München

München, 8. November.

Der Jahrestag der Revolution wurde in München gemäß dem Beschlusse der Betriebsräte der Sozialdemokratischen Partei und der U. S. P. durch Arbeitsruhe gefeiert. Die christlichen Gewerkschaftsarbeiter beteiligten sich nicht an ihr. Der Geschäftsverkehr in der Stadt zeigte das gewöhnliche Bild. Nur der Straßenbahnverkehr ruhte auf Beschluß der Betriebsräte. In Massenversammlungen der sozialdemokratischen Parteien wurde auf die Bedeutung des Tages für das Proletariat hingewiesen. Am Nachmittag erfolgte auf den Friedhöfen die Niederlegung von Kränzen auf den Gräbern der bei den Revolutionskämpfen Gefallenen. Der Tag verlief ohne Störungen und Zwischenfälle.

3000 Protestnoten an die Entente

Berlin, 8. November.

Gegenüber der neuen Ententenote, mit der sich das Kabinett auch heute noch nicht beschäftigt hat, da die Vorarbeiten noch nicht abgeschlossen sind, wird darauf hingewiesen, daß in vielen Punkten die Entente ihrerseits die Waffenstillstands-Bedingungen nicht erfüllt hat. Bisher sind von der deutschen Waffenstillstandskommission 3000 Protestnoten wegen Verletzungen des Waffenstillstandsabkommens an die Entente übergeben worden.

Das Auslieferungsverlangen

Bern, 8. November.

Der Oberste Rat hat beschlossen, eine Kommission zu ernennen, die die Liste der von Deutschland auszuliefernden Schuldigen, die sich den Mächten aufgestellt worden, zu vergleichen. Sie soll ebenfalls den Sitz des Gerichtshofes, seine Zusammensetzung sowie die Prozeßführung der gemischten Gerichte, die im Artikel 229 des Vertrages von Versailles vorgesehen sind und die jene Schuldigen aburteilen sollen, festsetzen.

Der Mörder Haases. Wie die „B. Z. a. M." berichtet, wird der Lederarbeiter Johann Voß, der am 8. Oktober das Attentatsverbrechen auf den Abgeordneten Hugo Haase verübte, nicht vor Gericht gestellt werden, wohl aber wird er als gemeingefährlicher Geisteskranker dauernd in einer geschlossenen Anstalt interniert werden.

Die Selbstsiorisierung des neuen Deutschland. Den gestern hier mitgeteilten Erlaß über die Flagge des Reichspräsidenten, des Reichswehrministers und die Reichskriegsflagge versieht der „Vorwärts" mit folgenden Randbemerkungen:

„Wie uns von maßgebender Seite mitgeteilt wird, sind noch folgende Flaggen in Vorbereitung: Reichsfinanzflagge mit Bleigeier, Reichsernährungsflagge mit Marmeladenfübel, Reichsverkehrsflagge mit der goldenen Inschrift: „Alle Räder stehen still." Von einer Reichskolonialflagge wird vorläufig Abstand genommen."

Für die blutige Ironie, die in diesem Scherz für das ganze neue Regime liegt, hat der Schreiber dieser Zeilen hoffentlich auch das nötige Verständnis gehabt.

Nachdruck verboten.

Die beiden Hildebrand

39] Kriminalroman von Heinrich Tladen.

„Nun, wir wollen sehen," bemerkte der Untersuchungsrichter gedankenvoll. „Ich glaube, Herr Hildebrand, Sie waren noch nicht fertig, als ich Sie vorhin unterbrach. Sie erzählten uns, Fräulein Hildebrand habe den Wunsch geäußert, Ihre Gattin zu werden. Hatte Fräulein Bürklin Sie denn schon einmal gesehen? Man wünscht doch keine Person zu heiraten, die man gar nicht kennt."

„Fräulein Bürklin erzählte mir, ihr Vater habe ihr eines Tages eine Photographie von mir mitgebracht — nebenbei bemerkt, hatte Bürklin sich das Bild widerrechtlich angeeignet. Fräulein Bürklin erklärte mir ganz offen, auf Grund dieses Bildes habe sie sich so sehr in mich verliebt, daß sie zu dem festen Entschluß gekommen sei, meine Gattin zu werden. Ich sprach dem Fräulein mein Erstaunen darüber aus, daß sie einen solch merkwürdigen Entschluß nicht nur fassen, sondern auch zur Sprache bringen könne. In der Antwort des Fräuleins kam zweierlei zum Ausdruck: erstens, daß sie in ihrer Wesensart von anderen Frauen erheblich abweicht, was sie übrigens bei jeder Gelegenheit selbst betonte — zweitens, daß sie mit meiner Abhängigkeit von dem Willen ihres Vaters gerechnet hatte. Ich teilte dem Fräulein mit, daß ich bereits verlobt sei und mich demnächst verheiraten werde. Merkwürdigerweise erblickte Fräulein Bürklin in dieser Tatsache keinerlei Hindernis ihrer Pläne. Ich muß gestehen, daß die Unterredung schließlich recht ungemütlich wurde, so daß ich froh war, als endlich ihr Vater kam."

Er machte eine Pause und strich sich mit einer nervösen Handbewegung über die Stirne. Die drei Herren blickten ihn gespannt, der alte Hildebrand unsicher fragend an.

„Und nun, meine Herren, kommt die Hauptsache", begann Oswald mit etwas heiser klingender Stimme von neuem. „Ich bin in der Lage, Ihnen Aufklärung zu geben über die Waffe, die zu dem Morde benutzt worden ist."

Diese Mitteilung erregte bei sämtlichen Anwesenden die größte Ueberraschung. Der Staatsanwalt, der, mit seiner Uhrkette wielend, in seinem Sessel zurückgelehnt gesessen hatte, richtete sich mit einem Ruck in die Höhe und blickte Oswald mit dem Ausdruck großer Spannung an. Der Untersuchungsrichter warf mit einem Schwung seinen Kneifer auf die Nase und betrachtete Oswald mit ungläubigem Erstaunen. Der Polizeirat sprang auf, lief einmal bis zur Wand und wieder zurück und blieb vor Oswald stehen.

„Wie — was — Sie wissen was von der Mordwaffe?" fragte er scharf, wobei sein Gesicht einen sehr unruhigen, fast zornigen und feindseligen Ausdruck annahm.

Auch Anton Hildebrand hatte sich erhoben. Mit beiden Händen stützte er sich auf die Lehnen seines Stuhles, und mit Augen, in denen groß und deutlich ein starkes Erschrecken stand, starrte er auf seinen Sohn.

„Was — sagst du — Oswald — — du — du weißt etwas — von der — der verschwundenen Mordwaffe — —?"

„Ja, Vater. Erschrick nicht über meine Mitteilung, denn der innere Zusammenhang des scheinbar Unglaublichen und Ungeheuerlichen wird sich schon herausstellen. Der Mord, meine Herren, wurde begangen mit einem chinesischen Dolch, den mein Vater jahrlang als Papiermesser auf seinem Schreibtisch liegen hatte."

Die Mitteilung schlug ein wie eine Bombe. Einen Augenblick waren alle sprachlos.

„Was — — sagst du — — Oswald —!" stammelte der alte Herr fassungslos. „Das — das ist — unmöglich!"

Und schweratmend, scheinbar einer Ohnmacht nahe, brach er in seinem Stuhle zusammen.

„Und jetzt — wo befindet sich die Waffe jetzt?" fragte der Untersuchungsrichter mit ängstlicher Spannung.

„In Gewahrsam von Fräulein Laura Bürklin."

„In Gewahrsam von Fräulein Bürklin —?" fragte der Untersuchungsrichter kopfschüttelnd. „Das — Herr Hildebrand, nehmen Sie mirs nicht übel — das klingt märchenhaft. Wollen Sie wirklich sagen, Fräulein Bürklin wüßte, wo sich jener Dolch befindet?"

„Jawohl. Fräulein Laura Bürklin hat die Waffe gefunden und sie bei sich verborgen."

„Wollen Sie uns nicht verraten, wie Sie zu einer solch seltsamen Vermutung kommen?"

„Es handelt sich nicht um eine Vermutung, vielmehr hat Fräulein Bürklin selbst es mir gesagt. Sie werden sich erinnern, Herr Polizeirat, daß Fräulein Bürklin, als sie uns vorhin im Flur ihres Hauses mit der brennenden Lampe entgegentrat, einen Schwächeanfall bekam, daß Sie ihr die Lampe abnahmen und ich sie in ihr Zimmer geleitete."

„Gewiß, natürlich, selbstverständlich! Und da?"

„Nun, in dem Augenblick unseres Alleineins teilte Fräulein Laura Bürklin mir mit, daß sie die Waffe auf dem Teppich unter dem Schreibtisch gefunden habe. Ihr erster Blick sei auf das Metallplättchen im Heft der Waffe gefallen, das die Anfangsbuchstaben A. H. eingraviert trüge. Sofort habe sie an den Namen Anton Hildebrand gedacht. Da dies aber der Name eines Mannes sei, den sie von einem Verdachte des Mordes nicht belastet sehen wollte, solange sie noch hoffen dürfe, dieser Mann werde einst ihr Schwiegervater sein, habe sie die Waffe sorgfältig verborgen. Freilich fehlte in diesen Worten die Drohung nicht, daß die Waffe ans Tageslicht kommen würde, wenn die Zukunft sich nach dem Wunsche des Fräuleins gestalten würde."

„Das ist seltsam — außerordentlich!" sprach der Untersuchungsrichter nach einer Weile. „Mann, ahnen Sie auch, wie sehr Sie mit dieser Mitteilung den Verdacht gegen Ihren Vater bestärkt haben?"

„Gewiß, ich sagte Ihnen das ja schon vorher. Dennoch habe ich Ihnen die Mitteilung gemacht, um über den Fall eine vollkommene Klarheit herbeizuführen. Nicht wahr, Vater, ich habe doch ganz in deinem Sinne gehandelt?"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0002

Der Tag der Freiheit!

Mit einem wahren Hohngelächter hat die Bevölkerung Reichshauptstadt die Bekanntmachung des Reichswehrministers Noske zum 9. November, dem Tage der „Freiheit" aufgenommen. Durch die Aufforderung sozialdemokratischen Parteivorstandes, diesen Tag der Revolution zu feiern, macht Noske einen dicken Strich, der perfekt ist, den sozialistischen Arbeitern die ganze Sache zu verhüllen. Denn die Bekanntmachung mit ihren Versammlungssperrungen und Kundgebungsverboten zeigt sehr recht deutlich, daß heute von Freiheit viel weniger die Rede ist, als unter dem alten Regime. Nicht nur sind im ganzen Bereich des immer noch nicht aufgehobenen, also schon geradezu verewigten Belagerungszustandes Straßenumzüge, jeder Art am Tage der Freiheit" verboten; auch in einem großen Teile der Stadt dürfen Versammlungen nicht stattfinden. Und es geht aus der Abgrenzung dieses Gebietes staatsgefährlicher Rechtlosigkeit ein jeder sofort, daß die Maßnahmen von der zarten Sorge um die Sicherheit der Regierung diktiert sind. Also diese Regierung „aus dem Vertrauen des Volkes" muß am Tage der Feier ihres großen Sieges durch ihren „starken Arm" Freiheitsbeschränkungen vornehmen lassen, wie sie unter dem alten Regime in diesem Umfange nicht gewesen. Da werden wohl auch wieder die berüchmten Feldbahnverbaue und die Maschinengewehre auftauchen, mit denen die sich diese Regierung „der Männer des Volkes" bedient, sobald die „befreiten" Arbeiter Miene machen, ihre Stimmung in Straßenkundgebungen Ausdruck zu bringen. Zumal am 9. November, dem Tage der Freiheit, zeigt sich dies Bild der sozialistisch-demokratischen Regierung geradezu grotesk.

Ganz besonders aber erregt den Spott der Berliner Art, wie der Reichswehrminister den enttäuschten Gemütern seine Maßnahmen beibringt. Wenn früher abgeschafft oder verboten werden sollte, hatte man den Mut, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Der heutige „starke Mann" hingegen windet und dreht sich und sucht die bittere Pille durch Phrasen zu überzuckern. Zunächst sagt er in seiner Bekanntmachung höchst breitspurig: „Für den 9. November dieses Jahres werden alle in geschlossenen Räumen stattfindenden öffentlichen Versammlungen, die den Jahrestag der Revolution zum Anlaß nehmen, genehmigt. Einer besonderen Anmeldung bedürfen diese Versammlungen nicht." Nach dieser stolzen Einleitung heißt es dann, als handle es sich um etwas Unerhebliches: „Ausgenommen von der Genehmigung sind Versammlungen, die innerhalb des Raumes stattfinden, der . . ." Es nun folgt die Beschreibung einer Linie, die fast die ganze innere Stadt, wenigstens alle Stadtteile mit wichtigen Regierungsgebäuden umfaßt und mit Hunderten von Versammlungsräumen, in denen wohl sämtlich schon für den 9. November Veranstaltungen angesetzt und vorbereitet waren. Und die Linie schließt sich, soweit möglich, an Wasserläufe an, was die angenehme Aussicht auf die jetzt in Berlin so beliebten Brückensperrungen eröffnet. Und in diesem ganzen Gebiet „dürfen Versammlungen überhaupt nicht abgehalten werden". Desgleichen auch nicht Versammlungen unter freiem Himmel und Plätzen „in der inneren Stadt", wie es hier sehr dehnbar heißt. Also die Bekanntmachung des Reichswehrministers, die wie ein Kanonenstoß der „neuen Freiheit" beginnt, beabsichtigt, wie man sie zu Ende liest, einen Knebelungserlaß schlimmster Art. Obergenosse Noske, der ja die auch von ihm in langjähriger Arbeit verhetzten Massen der Sozialisten kennt, muß wissen, weshalb er solche Maßnahmen „aus dem Vertrauen des Volkes" trifft. Aber daß derartige Maßnahmen gerade am 9. Nov. notwendig erscheinen, das trägt auch wieder mit dazu bei, um vollends jedem die Augen darüber zu öffnen, wie es um den „heutigen Errungenschaften der glorreichen Revolution" in Wahrheit aussieht.

*

Der 9. November und das Heer

Der Haupttriumph der Revolutionäre vom 9. Nov. war, daß sie sich rühmen konnten, den „Militarismus" das Rückgrat gebrochen zu haben, den preußisch-deutschen Militarismus. Das war in der Tat ein Erfolg von unermeßlicher Tragweite. Aber heute scheint es auch in vielen Sozialistenköpfen zu dämmern, daß es ein Erfolg nicht für das deutsche Volk, sondern ein Erfolg für die Feinde war. Was der „Militarismus", die Wehrmacht und Wehrkraft für uns bedeutete, das wird den belörten Arbeitermassen erst jetzt klar. Sie nennen es erst durch die Maßnahmen der Feinde.

Noch heute ist der furchtbare Ruf des gefesselten und verstümmelten Riesen derart, daß seine Feinde Angst vor dem Darniederliegenden haben: nur wenn wir auf 100 000 Mann Miliz beschränkt bleiben, hoffen die umliegenden Mächte mit ihren insgesamt 2 160 000 Mann Friedensheeren einigermaßen vor uns sicher zu sein. Und die unbeschäftigten Offiziere und Mannschaften des alten Heeres, die noch ganz im Geiste und in der Erziehung des kaiserlichen Deutschlands leben, werden heute wegengagiert, von Finnland, von Finnland, von Japan, von südamerikanischen Staaten. Die ganze Welt steht noch unter dem ungeheuren Eindruck der Leistungen dieses Heeres; es ist nicht so, daß der Deutsche, jeder Deutsche bis zum letzten Musketier herunter, ein Übermensch wäre, aber wir haben eben Feldherren gehabt, wie kein anderes Volk, und ein „altes System", das uns die Feinde erst während des Krieges mühsam nachmachten.

Dieses Heere wäre, wenn das Volk hinter ihm nicht verlogt hätte, siegreich geblieben. Kein Feind konnte es bezwingen; die eigenen Volksgenossen haben es getan. Das Werkzeug unserer Größe, unseres Alten in langen harten Jahrhunderten, haben wir zertrümmert. Jetzt muß das ganze Volk dafür büßen, was eine roten Zugrunderichter vollbracht haben. Wir stehen hoffnungslos am Beginn eines entsetzlichen Leidensweges.

Unser Heer ist um der innerpolitischen Herrschaftsgelüste einer Partei willen ruiniert worden. Nur deshalb. Jetzt, wo sie an die Herrschaft gekommen ist, regiert sie seelenruhig mit den Maximen des alten Systems, mit der Soldateska, mit dem Belagerungszustand, ohne jede Demokratie, die nach Noskes ironischem Geständnis nur gut ist für den Viertisch. Es kam ihr also nicht auf die Befreiung des Volkes von einem „fluchwürdigen" System an, sondern nur auf ihre Herrschaft. Schon im Januar 1917 begann die systematische Unterwühlung des Heeres. Im Juli 1918 hatte die unterirdische Agitation ihren größten Stärkegrad erreicht; die zurückgehenden politisch verseuchten Divisionen begrüßten bei Nesle, wo dem Feinde der erste große Durchbruch gelang, seine treu-

Ansicht von Salzburg, der Hauptstadt des gleichnamigen Landes, welches sich für den Anschluß an Bayern erklärte

Zur Übergabe der alten deutschen Kulturstätte des Ostens an Polen.

gebliebenen deutschen Truppen, die zum Dichten der Bresche heranreiten, mit dem Schimpfwort „Streikbrecher". Dann erlebten wir den unseligen November. Obgleich in dem sogenannten Waffenstillstand, der weiter nichts war als eine Kapitulation, die Entente es noch nicht gewagt hatte, die Demobilmachung des Heeres zu verlangen, wurde sie von der Revolutionsregierung bei uns ausgesprochen. Man wollte den „Militarismus" auf einmal abschaffen. Das Frontheer kam zwar noch geordnet zurück und riß vielfach die roten Parteiläppchen von den Bahnhöfen ab. In der Heimat aber wurde es alsbald verdorben. Wenige Wochen später war das Ende da, wir besaßen kein Heer mehr, wir waren schwächer, als vor 500 Jahren, als die Hohenzollern zum ersten Male Ordnung in der Mark geschafft und uns zu einem beachtenswerten europäischen Faktor gemacht hatten.

Am 20. Dezember befahl die Regierung Ebert-Scheidemann die Bildung eines neuen „roten" Heeres, dessen sogenannte Hundertschaften von Offizieren befehligt werden sollten, die aus dem Mannschaftsstande nach allgemeinem gleichem und geheimem Wahlrecht erkoren wären. Dieses Heer ist nie zustande gekommen, obwohl die erwähnte Verordnung mit allem übrigen von unseren Umstürzlern verbrochenen Unsinn in Weimar von der Nationalversammlung nachträglich in Bausch und Bogen genehmigt wurde.

Man mußte vielmehr, als der Staat vor dem Zusammenbruch stand und überall der Bürgerkrieg emporflammte, das „alte System" und seine Männer um Hilfe anflehen. Es wurden Freiwilligentruppen aufgerufen. Die retteten den Revolutionsstaat. Zum Dank dafür gab man ihnen einen Fußtritt. Es findet von neuem eine Auslese statt, die heutige Regierung unter dem allmählich seine Maske abwerfenden Noske wünscht gar kein Heer, sie bedarf lediglich einer Schutztruppe für sich selber. Noske sagt: „Das Heer hat bedingungslos Werkzeug der Regierung zu sein." Also doch wohl jeder Regierung; heute der Noskes, morgen vielleicht der Cohns — der Begriff des Volksheeres, das dem Staate dient, ist dahin. Die Offiziere aber, die in dem alten Staat noch wie vor die deutsche Kraft verehren, werden hinausgeworfen. Noske will nur noch „bettelarme" Leute im Heere dulden, die „mit ihrer ganzen Existenz abhängig sind von der Regierung". Er spricht wie ein Kapitalist, wie ein Sklavenhalter. Nun wissen wir es, was für unser Heer, und für unser Volk der November bedeutet: wir sind waffenlos gemacht worden, damit die Entente das Kaiserreich zerschlagen konnte, denn auf dessen Trümmern erst konnte das Reich Eberts aufgebaut werden. Jenes Reich, in dem wir heute ohne die Möglichkeit eines Personenverkehrs auf den Bahnen wie die Gefangenen sitzen, stets bedroht durch Kartoffelnot oder irgendwelche anderen Nöte, denen eine unfähige Regierung durch Gewaltkuren zu begegnen sucht. Jenes Reich, das zum ersten Male seit Jahrhunderten eine Arbeitskolonie des Auslandes wird, weil unsere Novemberheiden sein Heer erschlagen haben.

---

th. Die deutsche Regierung und die Ablieferung der Milchkühe an die Entente. Wie verlautet, beabsichtigt die deutsche Regierung der Entente Vorschläge zu unterbreiten, auf die Ablieferung der 140 000 Milchkühe zu verzichten und für deutsches Geld Milchvieh in Südamerika für die Entente aufzukaufen. Begründet wird dieses Vorgehen mit der herrschenden Fleisch- und Milchnot in Deutschland, die bei Abgabe so zahlreichen Viehes zu einer Katastrophe und zu großer Säuglingssterblichkeit führen muß.

Die Schicksalsstunde unserer Grenzlandgebiete

(Notwendiges Werkzeug zur Abstimmung)

Schwere Wunden sind dem deutschen Volkskörper geschlagen, ganze Glieder von ihm getrennt. Und doch kann das deutsche Volk noch tiefer sinken, noch schlimmere Verluste erleiden, wenn nicht jeder Deutsche in den Teilen, in denen der Friedensvertrag wenigstens Volksabstimmung vorsieht, seine Stimme für das alte Vaterland abgibt. Kein Stimmberechtigter, weder Mann noch Frau, darf in dieser Stunde fehlen, denn die Abgabe der Stimme ist hier ungleich wichtiger als bei jeder Wahl. Mit einem Wort wird hier für die Zukunft von Kind und Landeskindern entschieden. Nun sind die verdienstlichen Anstrengungen vor allem des „Deutschen Schutzbundes" zwecks Verbreitung des Verständnisses für die unabsehbare politische Bedeutung dieser Abstimmungen bekannt. Von anderer Seite werden wir aber noch auf besonders praktische Vorkehrungen aufmerksam gemacht, welche im Auftrage des Deutschen Schutzbundes die Deutsch-Nordische Gesellschaft getroffen hat und die in der Tat lebhafte Beachtung verdienen:

„Es bedarf einer weitestgehenden Aufklärung der Abstimmungsberechtigten, mit der die Deutsch-Nordische Gesellschaft beauftragt ist, soweit es sich um Personen handelt, die sich außerhalb des Abstimmungsgebietes im Deutschen Reich aufhalten. Die Gesellschaft verteilt zu dem Zweck große Karten der Abstimmungsgebiete mit einer Zusammenstellung der einschlägigen Bestimmung des Friedensvertrages sowie karthographische Postkarten der einzelnen Gebiete, in denen abgestimmt wird, z. B. Ost- und Westpreußen, Eupen, Malmedy Saargebiet, Oberschlesien, Schleswig-Holstein und Posen. Die Karten geben auch über das Wesen der Abstimmung Kenntnis. Es ist aus ihnen ersichtlich, was jeder Abstimmungsberechtigte an Urkunden zur Abstimmung mitzunehmen hat, wer Auskunft über Reise, Unterkunft, Verpflegung usw. gibt. Die Karten, die kostenlos zur Verfügung gestellt werden, sind von der Deutsch-Nordischen Gesellschaft, Berlin W. 9, Schellingstraße 6, anzufordern. Nur Sammelbestellungen durch Zeitungen, Landesverbände und ähnliche Organisationen sind bis zum 15. November ds. J. erbeten. Spätere Anforderungen können nicht mehr berücksichtigt werden."

Noske über die Bilanz der Revolution

Berlin, 8. November.

Wie die Abendblätter melden, sprach gestern Reichswehrminister Noske in einer Versammlung der Chemnitzer Mehrheitssozialistischen Partei. Er bemängelte, daß sich bei der Partei ein Mangel an Einsicht und Entschlußkraft bemerkbar gemacht habe. In Berlin, wo 160 000 Menschen arbeitslos seien, suchten Narren und Verbrecher durch einen wahnwitzigen Generalstreik weitere 100 000 auf die Straße zu hetzen. Zur Finanzlage sagte Noske unter anderem: An Zinsen werden wir jährlich 10 Milliarden Mark zahlen, das heißt doppelt so viel im Jahre, als die gesamte Reichsschuld vor dem Kriege ausmachte. Nur politischen Rechten ist restlos alles erreicht worden, was wir erstreben, aber mit den politischen Rechten allein bringt man kein Brot auf den Tisch. Wir haben die Sozialisierung auf andere Weise eingeleitet. In diesem Winter werden dem Reichstag Gesetzesvorlagen zugehen, nach denen die großen Unternehmer mit 75 Prozent besteuert werden. Sie werden dann tatsächlich zu besser bezahlten Angestellten ihrer Betriebe. Der Minister sprach dann weiter über den Abmarsch nach links und über die angeblichen reaktionären Bestrebungen, sowie über die Angriffe auf die Reichswehr. Er erzählte unter anderm: Mit einer bösen Hand könne das Deutsche Reich nicht regiert werden. An die Weltrevolution glaube er nicht, und wenn sie käme, könne sie Deutschland nicht helfen. Eine Revolution in Amerika müsse zur Folge haben, daß Millionen von Menschen bei uns mit dem Tode bedroht würden.

Die Elsässerin aus Paris. Bei den jüngsten Festen im Pariser Rathaus wurden auch hunderte Elsässerinnen eingeladen. Sie präsentierten sich in der Landestracht mit den großen Flügelhauben aus schwarzer Seide und dem Samtmieder. Aber man bemerkte, daß nicht eine einzige dem Idealbild entsprach, das man sich von den wirklichen Elsässerinnen machte. Sie hatten zumeist schwarze Haare, dunkle Augen und waren von kleiner Statur. Die übrigen Gäste sagten sich insgemein, daß die Feststellung in Ermangelung wirklicher Elsässerinnen mit einem Pariser „Ersatz" aufgewartet hatte. Dies war allerdings nicht richtig, nur waren die Holden solchen Familien entnommen, deren französischer Ursprung und als Folge davon ein übertriebener Chauvinismus verbürgt waren. Man hätte schwören mögen, daß es kostümierte Pariserinnen waren! Bei diesem Anlaß erzählt nun der „Tri de Paris" (28. Oktober), daß man während des Krieges zu den verschiedenen patriotischen Festen ebenfalls Elsässerinnen benötigte und dieselben kurzerhand unter den Parizerinnen rekrutierte. Nur hatten damals die Funktionäre des Ministeriums einen besseren Blick und sahen auf lichtes Haar und blaue Augen. Besonders eine der Schönen, die vielfach bewundert wurde, erschien als Idealbild einer Elsässerin mit ihren wundervollen blonden Haaren und veilchenblauen Augen. Sie stammte aber aus dem volkreichsten Pariser Viertel, war in der Rue Mouffetard geboren und verstand natürlich nicht ein einziges Wort des Elsässer Dialektes. Sie gab sich willig zu dieser Theaterrolle her und figurierte bei allen offiziellen Festen, bei welchen es an gerührten Umarmungen nicht fehlte. Sie rühmt sich heute, bei einer solchen Zeremonie von Poincaré, Herriot und Millerand geküßt worden zu sein, als hochständige Vertreterin der geknechteten Provinzen! Paris macht dargestellt seinem Ruf als Komödiantenstadt wollte Ehre!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0003

Halle und Umgebung

Halle, 9 November.

Gedenktag

Heute vor Jahresfrist begann es. Begann die Meuterei auf dem Flugplatz, begannen die Umzüge mit den roten Fahnen, begann die Anarchie, begann die Monarchie der Arbeiter- und Soldatenräte, die Aera Kilian-Ferchlandt. Morgen früh tritt Kilian vor seine Richter, in wenigen Tagen Ferchlandt. Ein Jahr ist's her. Ach, wie liegt so weit . . .

Heute ist der erste Gedenktag der glorreichen deutschen Revolution. Ein Tag des „Feierns" soll es sein. An den Anschlagsäulen der Stadt kleben überlebensgroße Zettel, die zu den Gedenkfeiern einladen. Ein Opernsänger singt, anschließend „Kommers", no und zum Schluß gibt es gewiß einen fidelen Schwof. Doch: „Gedenkfeier" — klingt es nicht recht wehmütig verzichtsschmerzlich, dieses „in memoriam"? Ein Jahr ist's her. „Was mein einst war . . ."?

Menschliches, Allzumenschliches spricht aus alledem, aus dem Bestreben der Kreise, die sich des Verdienst zuschreiben, die Revolution „gemacht" zu haben, schon aus diesem ersten Jahrestage eine „Feier" zu „machen" — selbst das Erscheinen von „Festschriften" kündigt der „Vorwärts" an. Der Pfeil des Spottes, den „Volksblatt" oder „Volksstimme" so oft gegen die Veranstaltung „patriotischer" Gedenkfeiern abfandten, wendet sich nun gegen die Schützen selber; sie tun ja nichts anderes, als was sie vorher verhöhnten!

Gedenk-„Feier". Bei wem im lieben deutschen Vaterlande ist heute wohl Festesstimmung! Du liebe Zeit! Jeder vernünftige Mensch hat heute andere Gedanken, als auf die Glorioole der deutschen Revolution mit Dünnbier anzustoßen. Was heute vor einem Jahre anfing, das war der Anfang — vom Ende. Traurig, denken zu müssen, daß es vom Sein und Nichtsein des Vaterlandes Unabhängige genug gibt, denen dies Ende noch lange nicht das Ende ist. Die just von diesem Tage trüben Gedenkens allerlei erhoffen. Es gehen Gerüchte genug um, ach, es wird ganz unverhohlen davon geredet und geschrieben, was der heutige Tage alles bringen soll. Nach dem, was sich im Vaterlande dieser zwölf Monate begeben hat, ist kein Ding unmöglich. Heitere „Fest"-Stimmung! —

Anstatt mit Putschgedanken zu liebäugeln oder gedankenlose Feste zu feiern, sollten die Kreise, die dem heutigen Tage besondere Bedeutung beimessen, daran denken, den grundlegenden Gedanken der Verfassung zu verwirklichen, die sie sich selbst gaben: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und von dem Willen beseelt, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen, dem inneren und dem äußeren Frieden zu dienen" . . .!

„Gedenktag". Wohlan; auch wir wollen diesen Tag dem Gedenken weihen. Wir brauchen nicht lange zu fragen, wessen wir heute denken, was wir uns geloben wollen. Es gibt nur eins, was not ist in diesen Zeitläuften — der Deutschnationale Volksverein hat die Losung für den 9. November ausgegeben: Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

*

Den Provinzialschulkollegien hat das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung folgende Verfügung zugehen lassen: So wünschenswert es an sich wäre, die Schuljugend auf die große Bedeutung des 9. November nachdrücklich hinzuweisen, erscheint es doch bei der Gespanntheit der politischen Lage, bei der Gespaltenheit der politischen Jugendbewegung und vor allem bei der ungweideutigen Stellungnahme der Nationalversammlung, die eine Feier durch Beschluß vom 15. April d. J. ausdrücklich abgelehnt hat, nicht zweckmäßig, eine allgemeine Anordnung über eine besondere Veranstaltung in den höheren Schulen ergehen zu lassen.

Verein für das Deutschtum im Ausland

Am 6. November fand in der Aula des städt. Gymnasiums eine Versammlung des V. f. d. D. im Ausland statt. Der Vorsitzende, Geheimrat Voretzsch, erinnerte in seinen einleitenden Begrüßungsworten an die in der vorigen Sitzung geheg te Hoffnung, den Anschluß an Deutsch-Oesterreich zu erreichen, die nun durch den Friedensvertrag zerstört ist. Der als Bettler in unser armes Vaterland zurückkehrenden Auslandsdeutsch n müssen sich die Behörden annehmen, aber der Verein kann ihnen wenigstens ein Weihnachtsfest bereiten. Die Blicke des Vereins müssen sich aber auch auf die 20 Millionen richten, die noch außerhalb Deutschlands wohnen; engere Beziehungen als früher müssen angeknüpft werden, und die wieder Hinausziehenden dürfen nur dort hingehen, wo sie ihr Deutschtum bewahren können. — Der Vortrag des Abends hielt Herr Prof. Dr. Legius aus Kiew über „Deutsche Ausblicke im Osten". Der Vortragende, ein echter deutscher Balte, begann mit der Bemerkung, daß es nur dann bei uns wieder besser werden würde, wenn die Massen erkennen, bis zu welchem Tiefstand sie verhetzt worden sind; dazu könne auf den Zusammenbruch und sittlichen Niedergang wieder ein Aufschwung folgen. Die brennende Frage sei: Welche Aussichten haben die Auslandsdeutschen im Osten? — Vor dem Kriege hat sich aus Gleichgültigkeit niemand um die Deutschen im Osten gekümmert, daran ist die Gründung des Deutschen Reiches schuld, die 1866 begann. 1866 wurde die Vorherrschaft Preußens in Deutschland entschieden, und dieses Jahr ist epochemachend für den Zusammenbruch der Deutschen im Osten. Vor 66 war das Baltikum ein deutsches Staatswesen, mit Rußland nur durch Personalunion vereint. Später wurde zwischen Ostpreußen und Kurland keine Brücke wieder geschlagen. In Kongerspolen, am Nordufer des Schwarzen Meeres, an der Wolga, in Wolhynien waren überall fleißige deutsche Arbeiter; später strömten sie in die großen russischen Städte und gingen in fremdem Volkstum auf. — Bis 66 herrschte in allen österreichischen Staaten die deutsche Sprache; überall war deutsches Wesen vorherrschend und die österreichische Staatsmaschine war deutsch. Mit 66 ändert sich alles: Süddeutschland wird hinausgedrängt. Für die alldeutschen Bestrebungen hat das amtliche Deutschland nichts getan. In Ungarn werden die Deutschen von den Madjaren in brutaler Weise vergewaltigt; in Galizien kühlen die Polen ihr Mütchen an den Deutschen. Prag wird eine tschechische Stadt; im Süden herrschen Slowenen und Italiener. Zur Zeit des Deutsch n Bundes herrschten die Deutschen bis zur Adria; während des Deutschen Reiches ward alles verändert. — Was sind nun die Aussichten der Deutschen im Osten? Falls sich die Russen der Lwischenländer (Ukraine und Baltikum) bemächtigen, sind sie für uns verloren; die Russen würden die Grenzen von 1914 wiedergewinnen und die Polen vernichten; sie würden sich an England und Frankreich wenden und Deutschland verachten. Ein Bündnis mit Rußland ist bei kraftvoller deutscher Regierung nur möglich, wenn die Randstaaten bestehen bleiben. Sonst müßte an ein Bündnis mit Polen gegen Großrußland gedacht werden. — In einem Schlußworte sprach der Vorsitzende außer dem herzlichen Danke an den Vortragenden den Wunsch aus, daß wir wieder ein mächtiges Reich und endlich ein politisch einsichtiges Volk werden möchten, das im Osten sein Zukunftsland erblickt.

Deutschnationale Volkspartei Halle-Saalkreis

Major Duesterberg.

Ueber die Person und die Tätigkeit des Majors Duesterberg, der am Sonntag, den 16. November, vormittags 11½ Uhr in dem „Thaliesaal" über „Stellungnahme bei den Waffenstillstandsverhandlungen" sprechen wird, erfahren wir folgendes: Der Major nahm an der Expedition nach Ostasien teil, wo ihm der rechte Arm zerschossen wurde. Nach Beendigung des Feldzuges besuchte er die Kriegsakademie. Während des russisch-japanischen Krieges war er im Generalstab tätig bei der japanischen Sektion. Nach erneuter mehrjähriger Tätigkeit bei der Truppe als Kompagniechef erhielt Duesterberg im Kriegsministerium das Referat für die Fragen Erziehung und Ausbildung des Offizierkorps betreffend. Bei Ausbruch des großen Krieges wurde er sofort nach Lüttich entsandt, nahm beim Grenadier-Regiment 89 und beim Reserve-Regiment Nr. 15 an den Kämpfen dieser Regimenter teil, bis er verwundet wurde. Die beiden letzten 2½ Jahre war Duesterberg Abteilungschef bei der Abteilung „Verbündete Heere" und bearbeitete dort die Gesamtunterstützung der Verbündeten. Zahlreiche Reisen führten ihn nach Wien, Budapest, Sofia, Konstantinopel, Alleppo, Jerusalem bis zur Gazafront. Bei den Friedensverhandlungen in Bukarest sowie in Spaa war D. als Bevollmächtigter des Kriegsministers tätig. Nach Annahme der Schmachparagraphen in Weimar hat er um seine sofortige Ablösung und ist zurzeit beurlaubt.

— **Deutscher Offizierbund.** Die Ortsgruppe Halle hielt am Freitag eine Mitgliederversammlung ab. Major Augustin begrüßte die Anwesenden und gab einen kurzen Bericht über den Vertreertag in Berlin. Major Düsterberg regte in der Diskussion an, bei der Zentrale einen Antrag zu stellen, daß Angehörige der Linksparteien nicht Mitglieder des D. O. B. werden sollen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Hierauf gab Hauptmann Hiepe einen Ueberblick über die bisherige Tätigkeit der Ortsgruppe und erläuterte die Neuorganisation, die jetzt in Kraft tritt. Die einzelnen Arbeitsgebiete sind auseinandergezogen worden und werden von Herren, die ihn dafür zur Verfügung gestellt haben, bearbeitet. Neu ist die Aufstellung einer Frauengruppe, deren Leitung Frau Oberstabsarzt Letz übernommen hat. Ferner wurde den Mitgliedern empfohlen, soweit sie noch nicht Mitglied der Einwohnerwehr sind, sich ihr anzuschließen.

— **Landwirte als Beamte für das Besiedlungswerk.** Bei der Ausführung des großen Besiedlungswerkes und der Lösung anderer dringender landwirtschaftlicher Fragen werden Landwirte mit gründlicher wissenschaftlicher und praktischer Ausbildung gebraucht. Bewerbern um derartige Stellen wird empfohlen, ihre diesbezüglichen Gesuche mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften an das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Abteilung 11, umgehend einzureichen.

— **Entziehung der Verkaufserlaubnis.** Der Magistrat hat den Fleischermeistern: 1. Paul Brecht, Neumarktstraße 14, 2. Edmund Fuchs, Beesener Straße 6, 3. Franz Fiedler, Seebener Straße 54, 4. Karl Helbig, Königstraße 16, gemäß der §§ 12 und 17 der Verordnung des Bundesrats vom 25. September bzw. 4. November 1915 für die Zeit vom 10. d. M. bis auf weiteres die Erlaubnis zum Verkauf des dem hiesigen Kommunalverbande überwiesenen Fleisches und der Fleischwaren entzogen. An diejenigen Personen, welche bei den obigen Fleischermeistern als Kunden eingetragen sind, ergeht daher die Aufforderung, spätestens bis zum 12. d. M. sich für die Zeit der Schließung der Geschäfte bei einem anderen Fleischer anzumelden und während dieser Zeit von diesem das Fleisch zu entnehmen. Diese Anmeldungen können nur auf Grund von Bescheinigungen erfolgen, welche im Stadternährungsamt, Marktplatz 22 II, Zimmer 24, vor der Anmeldung abzuholen sind. Der alte und der neue Lebensmittelschein sind dabei vorzulegen.

— **Zwei neue Personenzüge Halle-Berlin.** Zur Erleichterung der Reisesperre sind zwei Personenzüge nach Halle eingestellt worden. Die Züge verlassen Berlin (Anhalter Bahnhof) morgens 5.20 Uhr und mittags 12.55 Uhr. Beide Züge haben Gegenzüge von Halle nach Berlin.

— **Mittelalterliche Volksspiele.** Zur Deckung von Kosten für den Ferienaufenthalt armer Hallescher Kinder im Auslande und zur Unterstützung vertriebener Deutscher finden, veranlaßt vom städtischen Jugendamte, vom Montag bis Donnerstag in der „Saalschloßbrauerei" Aufführungen der Haag-Berkowschen mittelalterlichen Volksspiele statt. Paradiesspiel und Totentanz gelangen am Montag und Dienstag zur Aufführung. Es bietet sich Gelegenheit zu einem selten künstlerischen Genusse, der in seinem Ernst und seiner Gediegenheit zugleich der Schwere der Zeit Rechnung trägt. Der Vorverkauf der Einlaßkarten hat bereits bei Reinh. Koch, Alte Promenade 1a, rege eingesetzt.

— **Bei der Sparkasse des Saalkreises** betrugen im Monat Oktober die Einzahlungen 2 536 916 Mk. in 3354 Posten gegen 1 983 621 Mk. in 4820 Posten im gleichen Monat des Vorjahres. Die Rückzahlungen betrugen 1 960 001 Mk. in 3619 Posten gegen 1 209 059 Mk. in 2428 Posten im gleichen Monate des Vorjahres.

Volkswirtschaft

Abdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel und Originalberichte aus dem volkswirtschaftlichen Teile nur mit genauer Quellenangabe „Hallesche Zeitung" gestattet.

Auslandsnotierungen:

Chikago, 6. November. Weizen: November —, Dez. —, Dezbr. 1 7⅞, Mai 132,—. Schmalz: November —, Januar 25,—. Pork: Nov. —,—, Januar 34,90. Rippen Nov. —,—, Januar 18,60. Hafer: November 71⅛, Januar —,—. Mais: loko 1.975. Mehl: 10.25—10.35. Schmalz: 25,25. Zucker: Kaffee: 14⅞.

Hafernotierungen:

Berlin, 8. Novbr. Inländischer Hafer für 1000 kg in Mk. Loko ab Speicher frei Wagen 1000—1030. loko ab Bahn —. Tendenz fest.

Auszahlungen.

Berlin, 8. November.

	Geld	Brief		Geld	Brief
Holland	1336.50	1338.50	Oesterreich abgst.	32.85	[illegible]
Dänemark	754.50	755.75	Prag	71.40	[illegible]
Schweden	881.25	883.25	Ungarn	34.65	[illegible]
Norwegen	707.25	708.75	Spanien	694.00	[illegible]
Schweiz	639.50	640.50	Finnland	132.25	[illegible]
Oesterreich	34.93	35.0			

Im freien Verkehr wurden nicht amtlich ermittelt:

Deutsche Werte		Deutsch-Luxemburg	[illegible]
4% Deutsche Schatzscheine VI—IX	77.25	Deutsche Ueberseee-El.	[illegible]
5% Deutsche Reichsanl.	78.80	Deutsche Erdöl	[illegible]
4% „ „	70.40	Deutsche Gasglühl.	[illegible]
3½ „ „	63.10	Deutsche Kali	[illegible]
3 „ „	62.60	Deutsche Waff. u. Mun.	[illegible]
4 Preuss. Konsols	70.—	Donnersmarkhütte	[illegible]
4% „ „	60.60	Düringer u. Lehrmann	[illegible]
4 „ „	55.90	Dürkoppwerke	[illegible]
4 Charl. Stadtanl. 09/09	—.—	Elberfelder Farben	[illegible]
4 Magdeb. Stadtanl. 01/06	—.—	Felten u. Guillaume	[illegible]
4 Sächs. Neulandsch.-l. Landbriefe	—.—	Gasmotoren Deutz	[illegible]
4 Preuss. Centr.-Bod.-Pfandbriefe	100.00	Gebhardt u. Co.	[illegible]
4 Preuss. Hypot.-Bank-Pfandbriefe 1911	99.—	Gebhardt u. König	[illegible]
4% Dessauer Gas-Oblig.	—.—	Gelsenkirch. Bergb.	[illegible]
4 „ „	—.—	Glanziger Zuckerfbr.	[illegible]
Ausländ. Werte		Hallesche Masch.-Fabr.	[illegible]
4 Oesterr. Kron.-Rente		Hann. Masch.	[illegible]
4 Ungar. Gold-Rente	66.50	Harpener Berg	[illegible]
4 Ungar. Kronen Rente	39.00	Hasper Eisen	[illegible]
Eisenbahn-Aktien:		Hirsch Kupfer	[illegible]
Halberstadt-Blankenb.	—.—	Höchster Farbw.	[illegible]
Halle-Hett.-Leitzer	—.—	Hoesch Eisen u. Stahl	[illegible]
Schmalnguhbahn	194.—	Hohenlohe-Werke	[illegible]
Allg. Lokal-Str	145.—	Humboldt-Masch.	[illegible]
Gr. Berl. Str	118.50	Ilse-Bergbau	[illegible]
Magdeburger Str.-B.	—.—	Kahla-Porzellan	[illegible]
Lux. Prinz Heinrich.-B.	420.50	Kaliw. Aschersleben	[illegible]
Orientbahn	252.50	Körbisd. Zucker-Akt.	[illegible]
Schiffahrts-Akt.:		Kyffhäuserhütte	[illegible]
Hambg. Paketfahrt	124.—	Lahmeyer u. Co	[illegible]
Hambg.-Südamerika	222.—	Landw. Bank d. Pr. Sa.	[illegible]
Hansa-Dampfschiff	298.—	Lauchhammer	[illegible]
Nordd. Lloyd	128.75	Laurahütte	[illegible]
Banken:		Linke u. Hofmann	[illegible]
Bank für Thür.	151.—	Ludwig Loewe u. Co.	[illegible]
Berl. Handelsges.	161.00	Lothringer Hütte	[illegible]
Comm u. Diskontobank	136.75	Mannesmannröhren	[illegible]
Darmstädter Bank	120.00	Maschinenfabr. Buckau	[illegible]
Dess. Landesbank	—.—	Oberschl. Eisenb. Bed.	[illegible]
Deutsche Bank	245.00	do. Caro Heg.	[illegible]
Diskonto-Comm.	175.25	do. Kokswerke	[illegible]
Dresdner Bank	147.50	Orenstein u. Koppel	[illegible]
Credit-Anst. Leipzig	142.—	Phönix-Bergb.	[illegible]
Mitteld. Kreditbank	128.—	Rhein. Metall-Vorz.	[illegible]
Privat-Bank	—.—	Rhein. Stahlwerke	[illegible]
Nationalbank	124.25	Riebeck. Montan	[illegible]
Oesterr. Kredit	117.50	Rombacher Hütten	[illegible]
Reichsbank	150.—	Rositzer Braunk.	[illegible]
Industrie-Aktien:		Rositzer Zucker	[illegible]
Schultheiss-Brauerei	263.50	Sangerhäuser Masch.	[illegible]
Akt. f. Anilin	318.—	Huge Schneider u. Co	[illegible]
Allgem. Elektr.-Ges.	239.00	Schnuckert u. Co.	[illegible]
Ammendorfer Papierf.	550.—	Siemens u. Halske	[illegible]
Anhalter Kohlenw.	214.75	Stettiner Chamotte	[illegible]
Annaegrer Kattongut	210.—	Stettiner Vulkan	[illegible]
Badische Anilin	490.—	Stollberger Zinkh.	[illegible]
Bergmann Elekt.-Akt.	150.—	Strals. Spielkarten	[illegible]
Berl. Masch.-Bau	235.—	Thale-Eisenhütte	[illegible]
Bismarckhütte	267.00	Triptis-Akt.-Ges.	[illegible]
Bochumer Gußstahl	230.—	Türkische Tabakregie	[illegible]
Chem. Fabrik Buckau	143.—	Ver Köln-Rottweiler	[illegible]
Chem. Griesheim	259.—	Glanzstoff Elberf.	[illegible]
Chem. v. Heyden	262.—	Wegelin u. Hübner	[illegible]
Consolidation Schalke	244.—	Wersch.-Weissenf. Brk.	[illegible]
Cröllwitzer Papierfabr.	217.00	Westeregeln-Alkali	[illegible]
Daimler-Motoren	364.—	Wittener Gußstahl	[illegible]
		Wrede-Mälzerei	[illegible]
		Zeitzer Masch.	[illegible]
		Zellstoff Walthof	[illegible]
		Otavi-Minen	[illegible]

Tendenz: fest.

Konzert-Direktion Siegfried Kummerehl

Mozartsaal (Weidenplan)

Ivo Puhonny's Künstler-Marionetten-Theater

Direktion: Ernst Ehlert.

Spielplan:

Sonntag, den 9. November, ¼4 Uhr

Der Froschprinz von O. Eichrodt.

½8 Uhr Dr. Sassafras von F. v. Pocci.

Montag ¼4 Uhr Dr. Sassafras von F. v. Pocci.

½8 Uhr Der Teufel und das alte Weib Schwank von Hans Sachs.

Das Spukhaus Spiritisto-Drama von Hanns von Gumppenberg (Jotok).

In jeder Vorstellung die berühmten lustigen So'o-Marionetten.

Karten zu 3.10, 2.10, 1.05 Mark bei H. Hothan und an der Kasse.

Hauptschriftleiter Helma Sobottka.

Verantwortlich für politische Rundschau und Weltwirtschaft Helmut Wölcher, für politische Nachrichten und Sport: Hans Heilling, für den gesamten übrigen redaktionellen Teil Rudolf Werner.

Angegeben: Neue Korrespondenz, Gesellschaft in Halle a. S.

Otto Thiele, Druck- u. Kunstdruckerei, Verlag der Hallischen Zeitung, Halle a. S.

Auto-Reparatur

Erstklassige Arbeitskräfte, vollkommenste und modernste maschinelle Einrichtung.
Verwendung nur allerbesten Materials. Schnellste Ausführung. Telefon 5873.

Friedr. Otto, Halle a. S., Hordorferstrasse 4 b.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0004

Deutsche Stimmen in die Zeit

Wochenbeilage der Halleschen Zeitung

Nr. 30. | Sonntag, den 9. November | 1919.

Geschichtliches Verstehen*)

Von
Referendar Hermann Cunis.

Den führenden Politikern der Revolutionen fehlt es meist nicht an einem klaren Willen für die nächste Zukunft und an der Energie, ihn durchzusetzen, aber der jähe Bruch mit der Vergangenheit, den sie vollziehen, zeigt, daß sie keinen Sinn haben für das Werden und Wachsen des Volkes aus der Vergangenheit in die Gegenwart und darüber hinaus, daß sie Volk und Staat historisch nicht zu erfassen vermögen. Deshalb erscheint es heute, wo vieles, was vor langer Zeit noch gegenwärtige Wirklichkeit war, nur noch in der Geschichte existiert, ganz besonders zeitgemäß, über die Elemente des geschichtlichen Verständnisses Klarheit zu schaffen.

Das Verstehen überhaupt ist das In-Beziehung-zu-einander-Bringen zweier nicht identischer Größen, eines Subjekts und eines Objekts, es ist das Herstellen einer Verbindung von einem Ich zu einem Du. Erforderlich ist dazu eine gewisse Gleichartigkeit des erkennenden Subjekts mit dem zu erkennenden Objekt, weil sich das Erkennen wie unser ganzes Wissen auf Erfahrung gründet und diese geistesen vollkommen wesensfremden Größen keine Beziehung schaffen kann. So kann der Mensch zwar verstehen, warum das Tier frißt, weil auch er Hunger verspürt und körperlich eine grundsätzliche Wesensverschiedenheit zwischen Mensch und Tier nicht besteht, das Innenleben des Tieres aber zu erfassen, ist ihm versagt, weil das Tier sich darüber in einer menschlich erkennbaren Weise nicht ausdrücken vermag, die zu große geistige Ungleichheit zwischen Subjekt und Objekt in diesem Falle ein Tätigwerden der Erfahrung ausschließt und daher ein Verstehen unmöglich macht. Diese Gleichheit ist aber nur ein negatives Erfordernis des Verstehens, insoweit eben eine gar zu große Ungleichheit das Verständnis ausschließt, das positive Ziel der verstehenden Tätigkeit dagegen ist ein gegen einander Abwägen der Eigenschaft des Ich und des Du, sie geht auf ein Erkennen fremden Gedankeninhalts und hat gerade das Vorhandensein eines bis zu einem gewissen Grade ungleichen anderen Wesens zur Voraussetzung. Das verstehende Subjekt erzeugt durch das Verstehen das verstandene Objekt in sich, „das Du und das Verstehen ist dasselbe" sagt Georg Simmel einmal; wenn das Ich von sich aus schöpferisch in seinen Gedanken das Du darstellt, hat es das Du verstanden.

Diese erkennende Tätigkeit, dieses „Verstehen", richtet sich zuerst auf den Gegenstand seiner Auffassung als solchen, es prüft ihn unabhängig von seinen Begleitumständen, von den Ursachen, die ihn bedingt haben, von den Wirkungen, die er bedingt. Zum Beispiel würde der Zollvereinsvertrag von 1833, wenn er zum Gegenstand der geschichtlichen Forschung gemacht werden soll, zuerst nach seinem volkswirtschaftlichen und rechtlichen Inhalt rein als „Ding an sich" zu untersuchen sein, unbekümmert um seine politischen Ursachen und Wirkungen. Da aber die Geschichte mehr ist als ein bloß zufälliges Neben- und Nacheinander von Tatsachen, da die Ereignisse kausal unlöslich miteinander verknüpft sind, kann sich das Verstehen nicht mit dem Erkennen des Objekts als solchen begnügen, sondern es muß seinen Gegenstand als Teil des Ganzen wie das Ganze in seinem Verhältnis zum Teile — eben geschichtlich — zu erfassen suchen. In dem gegebenen Beispiel würde also die geschichtliche Untersuchung den Zollverein als das notwendige Mittel erkennen, die üblen wirtschaftlichen Folgen der Kleinstaaterei zu beseitigen, sie würde weiter die Tatsache offenbaren, daß weit über die Absicht der Vertragschließenden hinaus der Zollverein eine der Grundlagen wurde, auf denen Bismarck den Bau der deutschen Einheit errichtete.

Doch wie es nicht genügt, die rein abstrakte Tatsache zum Gegenstande der Forschung zu machen, so würde auch die geschichtliche Würdigung der Ereignisse allein noch nicht zum Erfassen der Gesamtheit des Geschehens führen. Vielmehr muß um beide, Tatsache und Ereignis, das Band der historischen Formgebung geschlungen werden, das sie unlöslich miteinander verknüpft und ihr volles Verständnis erschließt. Dieses schöpferische Verstehen ist es, was nicht nur den Historiker, sondern auch den Politiker ausmacht und was den Politikern des Internationalismus und des Sozialismus vollkommen fehlt.

Die Sozialisten und Pazifisten haben es zwar verstanden, „mit Worten sich ein System zu bereiten", sie haben in Wort und Schrift einen Zukunftsstaat und einen Völkerbund bis in kleine Einzelheiten ausgestaltet, in mühreichen theoretischen Fragen gar nicht zu unterschätzende wissenschaftliche Arbeit geleistet, sie sind damit im Sinne der obigen Ausführungen im ersten Stadium des geschichtlichen Verstehens, der Erkenntnis des Gegenstandes als solchen ziemlich weit vorgedrungen, teilweise haben sie sogar das zweite Erfordernis, die geschichtliche Würdigung, nicht ganz übersehen, aber sie haben es stets versäumt, die Einzeltatsache in Beziehung zum Gesamtgeschehen — die Theorie in Beziehung zur Praxis zu setzen. Das ist die Ursache dafür, daß „der Sozialismus zu einer Zeit zur Herrschaft gekommen ist, wo seine Durchführung unmöglich wäre". Mit diesen Worten hat ein sozialistischer Führer, Max Cohen, den Bankerott des sozialistischen Gedankens eingestanden, und so weit mußte es kommen, weil die Politikern des Sozialismus stets das geschichtliche Verständnis, das aus der Vergangenheit die Maßnahmen für die Zukunft ableitet, gefehlt hat und noch fehlt. Wie hätte es sonst geschehen können, daß der Reichspräsident Ebert in der Rede mit der er die Nationalversammlung eröff-

*) Aus dem zweiten Oktoberheft der „Konservativen Monatsschrift". Berlin SW. 11.

nete, die Verdienste der deutschen Fürsten um das deutsche Volk einfach abstritt? Die Unfähigkeit, eine Idee auf ihre Brauchbarkeit und Tragfähigkeit in der realen Welt der Tatsachen zu prüfen und entsprechend politisch zu werten, ist auch die Ursache dafür, daß die Internationalisten in Deutschland unter Führung des auswärtigen Ministers Müller es noch heute fertig bekommen, den Völkerbund als die politische Idee der Zukunft zu preisen! Wenn diese Aeußerungen in weiten Kreisen Erregung hervorrufen, so ist der Grund dafür nicht nur der Unwille, daß verunglimpft wurde, was uns Deutschen lieb und teuer ist, — das wäre, da man es kaum anders erwarten konnte, zu ertragen, sondern es ist hauptsächlich die Sorge, die uns beunruhigt, die schwere Sorge darüber, daß das Ruder des Reiches ein Dilettant führt, der den Staat noch immer als theoretisch-abstraktes Zukunftsstaat wertet, ohne ihn als historisch-politisches Erzeugnis der Vergangenheit zu erkennen und sich über die Kräfte, die ihn geschaffen und erhalten haben, im Klaren zu sein; und ebenso verhängnisvolle Folgen für Volk und Reich wird es haben, daß unser auswärtiger Minister ein Ideologe ist, der, die Lehren der Erfahrung mißachtend, die Weltgeschichte durch Reden in den Bann eines unpolitischen Theoremes einzwängen will.

Die Wiedergeburt des deutschen Volkes

Von
E. A. Georgy.

(Nachdruck verboten.)

V. Die innere Gegenständlichkeit

Aber was uns auch in diesen unseligen Tagen innen durch eigene schwere Schuld bereiteten trostlos schandbaren Lage des Menschenmeisters von Nazareth Gerechtigkeit, Klarheit, Weisheit, Wahrheit und Freiheit, vor allen Dingen seine Liebe mit ihrem großen, warmen Mitleiden an einzig hohen Werten und kostbaren Gütern spenden, seine reine Gegenständigkeit des Denkens, Empfindens und Tuns tut uns, wollen wir je wieder emporkommen, so ganz besonders und einzig hervorragend not, und wir sind dieser reinen Gegenständlichkeit so ganz und gar bar, verlustig, los und ledig. So müssen wir heute sagen: in dieser seiner reinen Gegenständlichkeit sind für uns heute alle seine reichen, reinen Segnungen beschlossen, mit dieser reinen Gegenständlichkeit ist eins und zugleich unsere Wiedergeburt und große Wandlung und darum ist sie von einzig grundlegender Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes. Aus jedem Worte, aus jeder Weise, aus jedem Werke, wie aus seinem Lebenswerke im ganzen und dem Wesen seiner Persönlichkeit schlägt uns diese einzig hohe Eigenschaft entgegen. Und er ist doch in jedem Zuge von ganz ausgesprochener Eigenart. So gibt er uns ein klassisches Beispiel für die Vereinigung von reiner Gegenständlichkeit mit Wahrung der Individualität in einer voll und ganz sich auslebenden Persönlichkeit. Das ist sehr wertvoll zu wissen in einer Zeit der Auflösung aller Bande des Gehorsams und der Zucht, in einer Zeit der götzendienerischen Anbetung ausschweifendster Individualität und anspruchsvollster Subjektivität wie wahnsinnigster Sentimentalität. In dieser reinen, still gelassenen Gegenständlichkeit hat Jesus nur wenige ganz große Gestalter des Lebens und der Kunst neben sich, vor allem Goethe und Bismarck, wieder zwei ausgesprochene Individualitäten von ganz besonderer Eigenart. Nur mit dieser tiefgründigen Gegenständlichkeit wird auch der schlichte lyrische Vierzeiler zu einem Bekenntnis Goethes zu der Allgegenwart des Weltalls auch im Grashalm. Nur mit dieser tiefgründigen reinen Gegenständlichkeit einer auf Grund und in den Maßen des Gegebenen genial empfangenen und maßvoll durchgeführten Staatskunst war die Einigung der auseinanderstrebenden deutschen Stämme zu einem starken Reiche zu gestalten und aufrecht zu erhalten gegen eine Welt von Widerstand von in Waffen starrender Feinde im Innern und von außen. Nur mit dieser reinen Gegenständlichkeit genialer Staatskunst war dem durcheinander verhetzten Europa der Friede wiederzugeben durch das Werk des Berliner Kongresses und zu erhalten in mühevoller Arbeit und aufopferungsvoller Entsagung. Der tiefe Kenner aller in Betracht kommenden Verhältnisse und Zusammenhänge wird dieser streng gegenständlichen Staatskunst, trotz des Wortes vom „Blut und Eisen", wie der Lebensarchitektonik Jesu das Wort Goethes als Geleitwort vorsetzen: „Die gelinde Macht ist groß." Ganz auffallend ist die Wesensverwandtschaft zwischen Jesus und Goethe auf dem Untergrund dieser reinen Gegenständlichkeit. Sie wird bezeugt durch viele zustimmende Aussprüche Goethes zu dem Lebenswerk Jesu, durch den Geist vieler der Meisterwerke Goethes und insbesondere durch den hohen Gehalt der Iphigenie und des Faust, welche beide von dem Geist Jesu durchtränkt sind, dem Geiste des reinen und freien Menschentums, immer auf der Basis der reinen Gegenständlichkeit.

Worin und wodurch gibt sich diese reine Gegenständlichkeit bei Jesus und bei Goethe kund? Demgemäß: was bedeutet sie für uns und unsere Wiedergeburt? Immer und überall schlägt sein machtvolles „Ich und der Vater sind eins" wie ein sonorer Orgelton durch seine Worte und Werke durch, in unzähligen Wendungen kehrt das Wort andererseits, ein reich und tiefsinnig variiertes Thema: „. . . daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat" (Joh. VI, 38 ff. u. a. a. O.), „Der Vater zeiget dem Sohne alles, was er tut" (Joh. V, 19 und 20), „ich kann nichts von mir selbst tun, wie ich höre, so richte ich, denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters, der mich gesandt hat" (Joh. V, 30 ff. und bis zum Schluß), „mein Wort ist Gottes Gebot", „Gottes Gebot ist das ewige Leben" um nur einige wenige dieser lebengebenden, tiefsinnigen Weisen zu flammen. Nun halten wir dagegen Goethes und Hebbels zahlreiche Selbstbekenntnisse über ihr Schaffen — von ersterem nur das eine, alle Geheimnisse offenbarende: „Nicht ich machte die Gedichte, die Gedichte machten mich", — darf des Deutschen Reiches Schmied nicht mit demselben Rechte sprechen: „nicht ich machte die Werke dieser Staatskunst, die Werke machten mich" — von Hebbel die zahlreichen Weisen über die in dem Drama darzustellenden „Grundverhältnisse", das „Anknüpfen der Fragen mit Ueberspringung der Individuen unmittelbar an die Gottheit", u. a. m. — und die Gleichheit der Sendung gemäß dem Willen des Schöpfers aus dem Gegenstande heraus leuchtet ein. Denn noch haben wir in diesem Zusammenhange seines kostbaren Wortes aller Worte nicht gedacht: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten" (Joh. XVI, 12 bis 15). Einer der Grund- und Hauptsätze einer der Eckpfeiler der Lebensarchitektonik. Nach diesem herrlichen, tiefsinnigen, alles entscheidenden Wort aller Worte stellt Jesus in der denkbar selbstlosesten Weise seine ganze große Sache auf den „Geist der Wahrheit", das heißt auf die rein gegenständliche Entwicklung der Dinge aus ihnen selbst heraus. Und so muß denn nach diesem herrlichen Glaubensbekenntnis jedem der Gott gelassen werden, den er mit dem ganzen, auf Grund der strengen Erfahrung seines Lebens erworbenen heiligen Ernst, mit der ganzen, in sich beschlossenen Sammlung, inbrünstigen Verinnerung und eindringlichsten Vertiefung seines Glaubens ergriffen hat. Alles ist einzig und allein in dem Wie, in der Größe, Tiefe, Reinheit und Innigkeit, beschlossenheit, der Erkenntnis, der Anschauung und der Verehrung Gottes als des Urgrunds alles Seins, ob nun Gott-Vaters im Himmel nach dem Geiste der Wahrheit der Zeit Jesu, ob nun Gott-Weltalls Goethes, wenn nur das „in ihm leben, weben und sind wir" uns ganz und gar hat, uns ganz und gar macht. Jeder verinnerten und vertiefsten, „reinen" Anschauung ist Gott, mag seine Vorstellung wie geartet auch immer sein, der Urgrund alles Seins, „von ihm, durch ihn und in (zu) ihm sind alle Dinge" (Röm. XI, 36). Diese tiefe, verinnerte reine Anschauung bezieht alles, was geschieht, auf diesen Urgrund alles Seins. Sie führt jede Vereinzelung und Besonderung, jeden Vorgang und Zustand auf den Zusammenhang aller Dinge zurück, sucht jede Erscheinung sowohl aus den Gegebenheiten der Gegenwart als auch aus den geschichtlichen Zusammenhängen der Vergangenheit, immer aus dem tiefen Sinn des Lebens zu verstehen. Dieser Anschauung bedeutet die Sache will es Gott will es, sie sucht Gottes Willen aus dem Gebot der Sache zu lesen. „Gottes Gebot ist das ewige Leben." Aus der Sache für die Sache wirken, schöpferisch schaffen, großzügig gestalten, ist „ewiges Leben", denn wir bauen uns mit solchen vollendeten Leistungen in die Reihe der Schaffer und Gestalter beziehungsweise deren Werke und damit in die Menschheit und das Weltall ein. Diese Leistung führt aber immer über und durch das Volk. Es gibt keine große Leistung für die Menschheit, die nicht in dem besten und tiefsten Sinne des Wortes echt völkisch ist. Der tiefe Zusammenhang der Dinge führt immer einmal, so oder so, auf das Volk zurück.

Was sagt uns aber ein Blick auf die Umwelt? Gerade diese Haupteigenschaft der reinen Gegenständlichkeit des Denkens, Empfindens und Tuns fehlt uns heute gänzlich, die Kardinaltugend zu unserer Wiederherstellung und Erneuerung. Dieses herrliche, tüchtige Vermögen, in allem, was geschieht, was uns trifft, das Walten des Urgrunds alles Seins zu suchen, jede Erscheinung auf den Zusammenhang aller Dinge zurückzuführen, würde uns von der fluchwürdigen Ungeduld, die Dinge zu überstürzen, und die unreifen Früchte, uns eine saure Speise, zu schütteln, ein verruchtes Beginnen, das heute wie eine Seuche grassiert, befreien, vor so manchem wilden, wüsten Wahn bewahren, der uns in immer neue Gewebe verstrickt, von dieser ansteckenden grenzenlosen Oberflächlichkeit heilen, die schnell fertig mit dem Urteil ist und immer leichtfertig Neues beginnt, und aus dieser schwankend-wankenden Verfahrenheit der Betrachtung der Menschen und Dinge und der Zerblasenheit des Wirkens an ihnen retten in das freie, frohe Land der frommen Tat. Nur diesen Urgrund alles Seins so fein und aufbauend als möglich genommen, nur mit dem Blick in den Kelch der Blumen das Gesicht in den tiefen Sinn des Lebens verbunden — wir hatten auf die Verwüstung von allem, was noch gesund und fest ist, wir hören auf mit dem betörenden Tanz um den Götzen Subjektivität mit seinen wechselnden Launen und willkürlichen Ansprüchen und geben es endlich auf, uns zu übertrumpfen in dem Strecken der Dinge und ihrer natürlichen Art nach den Maßen unseres heißen Hirnes. Das wären so einige hingeworfene Auswirkungen der reinen Gegenständlichkeit und damit unserer Wiedergeburt unter diesem Gesichtspunkt. Auswirkungen zunächst, welche nichts scheinen als das Reinigen unserer Geister und Gemüter von den Wüstungen der Verworfenheit, der Verworrenheit und des Wirrwarrs unserer Lage. Sie sehen dessen uns weit heraus aus dem Sumpf, in welchem wir fast zu tief bereits zu stecken scheinen. — Dieses Begehen aller Geschehnisse und Zustände auf den tiefen Zusammenhang aller Dinge mildert aber auch die Gegensätze in der Behandlung der Angelegenheiten und der Ansichten und gleicht sie aus; das subjektive Verfahren steigert sie bis zu der bittersten persönlichen Gehässigkeit. Wie sehr aber der Entwicklung unserer großen öffentlichen wie kleinen privaten Angelegenheiten die Entspannung der siedend heißen Gegensätzlichkeit und das Aufhören persönlicher Aufgeregtheit, ödem Parteihaders erbitterter Stammesabreigung, ja -feindschaft unbedingt, rasch und in hohem Grade not tut, das erfahren wir mit jeder Nachricht von dem Kriegsschauplatze

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0005

der Deutschen unter sich bis zum Uebermaße zu unserem größten Schmerze an den bitterbösen Folgen. Vor allen Dingen verbürgt diese reine Gegenständlichkeit des Denkens, Empfindens und Tuns ein treues Wirken im Kleinen wie im Großen. — Das ganze Kunstschaffen, die ganze Kunst- und Naturbetrachtung, wie das ganze Denken und Empfinden Goethes war durchaus auf diese reine Gegenständlichkeit gestimmt, von ihr durchdrungen. Unter den vielen, oft tiefsinnigen und bedeutenden Weisen, welche diese Objektivität im Tun und im Betrachten feiern, ist eine der schlichtern, aber so ganz unserer Zeit in das Merkbuch geschrieben, Jarnos Wort in Wilhelm Meisters Lehrjahren, mit welchem er des Abbés Ueberzeugung von der Seltenheit einer durchgebildeten Kunst- und Naturbetrachtung in seiner Weise bestätigt: „Ich kenne freilich der Menschen genug, die sich bei den größten Werken der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern ihre Liebe und ihren Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können." Nun lassen wir von unserem, mit diesen tiefwahren Worten gestählten inneren Auge die Erscheinungen dieses letzten Lustrums, Geschehnisse, Menschen wie Dinge, vorbeiziehen, ein jedes Bild bewährt die Wahrheit dieses Wortes. Die Menschen vermögen nicht die Dinge zu sehen wie sie sind. Was haben uns die Hindenburg, Tirpitz und Ludendorff bei manchem Irren an in sich abgeschlossenem Großen gegeben, wie viel des beherzigenswerten Bedeutenden liegt in ihren Denkwürdigkeiten für jedermann aus dem Volke vor! Aber auch hier legen die einen ihre Liebe und ihren Haß nicht ab, die anderen verkleinern in ihrer Vorstellungsart das Werk und Wort, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können.

Wie aber der Gott unserer Vorstellung auch beschaffen sein mag, nur die aus den tiefsten Tiefen unserer Seele geschöpfte verinnerte Anschauung und inbrünstige Verehrung rechtfertigt die ganze Vorstellung als eine wirklich erfahrene, und der Wert dieser Gottesvorstellung, so viele Arten und Stufen der Eigenarten der Menschen gemäß sein mögen, hängt ab ganz von dem Grade der Vergegenständlichung, der plastischen Herausarbeitung des Gebildes dieser Vorstellung des Gottes in die Wirklichkeiten des Daseins. Und da sind es, wie die Lage der Dinge ist, in erster Linie die großen Angelegenheiten deines Volkes. Von dem Wohl und Wehe unseres Volkes müssen alle unsere Absichten, Ziele, Entschlüsse und Auswirkungen, auch in den privaten Angelegenheiten unseres Lebens, ihren Antrieb nehmen. Immer die Willensenergie zur Tat vorausgesetzt, da ja alles und jedes in der Tat beschlossen ist, die Größe, die Tiefe und die Reinheit der Gottesanschauung, das haben die Großen aller Zeiten und Völker, vor allen der Menschenmeister von Nazareth, durch ihre Taten offenbar gemacht, bewährt sich in der höchsten Verfassung des Geistes und der Seele: in der an den Wirklichkeiten des Daseins sich verinnernden und vertiefenden Sammlung, in der streng auf die Sache bezogenen Forschung und Gesinnung, in der keusch sich hingebenden Liebe und heiligen Freude als den Grundlagen alles großzügigen Gestaltens, in der ihren Gegenstand durchdringenden Sympathie, vor allen Kräften zuerst und zuletzt in dem höchsten Vermögen des Menschen, in der reinen Anschauung. Alle diese höchsten Lebenswerte sind bald Ursache, bald Auswirkung der reinen Gegenständlichkeit, immer und überall die höchste Erfüllung von Jesu schlichtem und großem Thema: „Ich und der Vater sind eins." Die reinste Gegenständlichkeit in der Behandlung der Dinge und Menschen und ihrer Gegebenheiten ist die keusche Blüte verinnerten und vertieften Gottesdienstes. Da bezeugt sich Gott in dem Menschen als der große, starke, lebengebende Gedanke, als das tiefe, reine, tüchtige Gefühl, als urgesunder, elementarer Trieb, sofern sie aus dem tiefen Sinne des Zusammenhanges der Dinge durch die reine Gegenständlichkeit des Verfahrens geboren werden.

Ob gerade das deutsche Volk oder ob ein anderes und welches dazu berufen ist, das neue Kulturzeitalter aus dieser Umwälzung auf dieser Weltwende heraufzuführen, hängt einzig und allein davon ab, ob es bzw. welches das Vermögen aufzubringen vermag, die Wiedergeburt, die große Wandlung, die Metanoia am umfassendsten und tiefsten zu erfahren. Rein und reif werden bzw. sein ist alles. Der große Gedanke der Wiedergeburt muß die Einzelpersönlichkeit, muß das ganze Volk wie einen Mann ergreifen, der große Gedanke der Erneuerung im Geiste der Wahrheit alle deutschen Männer und Frauen machtvoll zueinanderziehen. Alle ihre Kräfte und Gaben, ihre Erkenntnisse, ihr Wissen, ihr Hoffen, ihr Glauben, ihr Wollen und ihr Schauen stellen sie ganz anders als bisher in einem gediegenen In- und Füreinanderarbeiten auf dem gesunden Grunde eines gediegen organisierten Ganzen zur Verfügung, der Arbeit in dem Dienste für Volk und Vaterland. Als dieses vom Grund aus reformierten Ganzen Glieder fühlen sie sich, aber eben nur auf Grund einer erlebten bzw. zu erlebenden Wiedergeburt. Das vermehrt ihre Kräfte zu einer unendlich gesteigerten Gesamtkraft. Dieses unendlich vermehrte und hoch gesteigerte Dasein ist zugleich auch das Ergebnis einer besonders weise durchgeführten Oekonomie im Haushalte der geistigen und seelischen und gemütlichen Kräfte, einer besonders feinen und bemerkenswerten Auswirkung der überaus schmerzlich reichen Opfer infolge der langen Dauer des gewaltigen Weltkrieges an Geist, Seele und Gemüt. Diese sich durchführende sparsame Wirtschaft mit geistigen und seelischen Kräften, Gütern und Werten ist hinwiederum so recht das Ergebnis in dem tiefen Sinne der Wahrheit, welche frei, und des Geistes, welcher lebendig macht. Im Geiste der Wahrheit! ist so ganz und gar diese Oekonomie der geistigen, seelischen und gemütlichen Kräfte! Das alles ist im Geiste der Großen des deutschen Volkes und der Menschheit, welche, wie die große Mutter Natur, oft übersprudelnd in Fülle, zur rechten Zeit mit ihren Kräften hauszuhalten wissen, vor allem in dem Geiste von Jesu Wort, Werk und Wesen. Denn das alles ist ohne das Walten der innigen Liebe, der furchtlos gediegenen Gerechtigkeit, der tiefgründigen Wahrheit nicht in Werken von Dauer auszuwirken. Mit solcher hochgesteigerten Gesamtkraft beginnt in einer bisher nie erhörten und noch nie gesehenen Weise ein nachdrucksvoller, siegreicher Kampf gegen Leid und Not, gegen Gefahr und jede Naturgewalt; deren gegen Leben und Eigentum der Menschen gerichtete Zerstörung, nur ein starker Sporn, führt zum strebenden Bemühen unserer hohen Einsicht und unserer tüchtigen Tatkraft in dem Zusammenschließen aller für einige und einiger für alle. Diese große und tiefe Gesamtbewegung zur Linderung des überreichen Leides und der großen Not auf allen Gebieten und in jeder erdenklichen Erscheinung des Lebens ist so ganz in dem tiefen Sinne der innigen Liebe und des allerbarmenden Mitleidens Jesu. Darum wird diese Gesamtkraft und ihre allumfassende Auswirkung, wenn sie nur ist, was sie sein muß, nicht müde und findet immer neue, dringende Aufforderung, aus diesem unerschöpflichen Quell zu schöpfen, und, schöpft sie nur tief genug, fördert immer neue Wasser zutage, welche in das Leben quellen. Wie auf der Auswirkung seiner frei machenden Wahrheit und innigen Liebe überhaupt, so insbesondere auf der plastischen Herausarbeitung seines großen, tiefsinnigen Mitleidens in das Werk unseres täglichen Lebens beruht ein großer Teil des Segens unserer Wiedergeburt, der auf und in ihr gründenden neuen, großen Kultur überhaupt. Diese wird, wir werden nicht müde, es zuversichtlich zu hoffen und zu fördern, das deutsche Volk zum Vorteile der Menschheit auswirken.

Die Tragik im Wesen des Deutschen

Von

Geheimrat Dr. Alfred Biese.

Ein griechischer Philosoph prägte das Wort: „Der Charakter ist das Schicksal für den Menschen." Man kann auch sagen: für die Völker. Unser tragisches Geschick, das uns von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe stürzte, liegt in der tragischen Veranlagung des Deutschen begründet. Was den Deutschen auszeichnet, das ist auch zugleich sein Verderben. Das deutsche Wesen pendelt zwischen Eigenbrödelei und Weltbürgertum hin und her. Der Deutsche hat die Synthese zwischen Individualismus und Kosmopolitismus noch nicht gefunden. Sie muß sozialer Nationalismus oder nationaler Sozialismus heißen! An dem Mangel jener Gesinnung, die in Festigkeit und Einigkeit das Ganze, den Staat, über die Sonderinteressen der Partei und das Allgemeinwohl aller Schichten des Volkes über das Wohl der eigenen Person stellt, sind wir gescheitert. Was uns hochgebracht hat, das ist der Spezialismus, d. h. die echte deutsche Gründlichkeit in Wissenschaft, Technik und Industrie, aber er führte auch dazu, daß der einzelne, ob Gelehrter, ob Arbeiter, nur sein engeres Gebiet vor sich und um sich sah und nicht an den anderen dachte. Sie standen einander weltenfern. Und die Maschine, die seelenlose, machte den Arbeiter selbst seelenlos und trieb ihn in die Fangarme von Wahnideen. Der Deutsche ist in allem gründlich, im Guten wie im Bösen. Er verrennt und verbohrt sich in seine Gedanken, auch wenn sie den Boden der Wirklichkeit verlieren. So wird der Idealist zum Illusionisten; er gestaltet sich die Dinge nach seinem Wunsche in seiner Phantasie, und das rauhe, harte Leben stürzt ihn aus allen seinen Wolken rosenroten Wahns. Der Deutsche steht auch im Fremden immer nur sich selbst und ist dann verwundert, wenn dieser sich ganz anders enthüllt, als er gehofft hat. Der Deutsche hat lange im Schatten gestanden und als er in die Sonne trat, wurde er geblendet und verlor sein Selbst an jene Untugenden, die er bei den anderen Völkern verachtete, an Kapitalismus und Materialismus. Er fühlte sich anfangs nur geduldet, wurde aber mit wachsender Macht herrisch und hochfahrend. Das verstimmte und verletzte und machte ihn unbeliebt, und er merkte es nicht oder wollte es nicht merken. Denn im Glück ist er ein Träumer und ein Schwärmer, im Unglück verliert er den inneren Halt. In seiner kritischen Gründlichkeit ist er nörgelig und fängt damit bei sich selbst an, und so unterschätzt er sich selbst und überschätzt die andern. Ihm fehlen Stolz und Würde.

Zu beiden muß ihn die Not erziehen. Die tiefe Innerlichkeit und Gediegenheit seines Wesens, mit der er die übrigen Völker übertrifft, muß sich mit Welterfahrung und Wirklichkeitssinn paaren, auf daß er aus politischer Unreife sich emporhebe zu Klugheit, Einigkeit und Festigkeit. Nur so wird er die Tragik seiner zwiespältigen Anlagen überwinden und die Harmonie der ausgeglichenen Seele gewinnen.

Die Schreibart unserer Familiennamen

Von

Archivrat Dr. R. Krauß.

Man braucht nur das Adreßbuch einer beliebigen deutschen Stadt zu durchblättern, und man wird alsbald die Wahrnehmung machen, daß Familiennamen, die auf den ersten Blick gemeinsamen Ursprung und gleiche Bedeutung verraten, auf die verschiedenste Weise geschrieben werden. Da begegnen wir Vischer neben Fischer, Miller neben Müller, Baer und Behr neben Bär, Pauer und Bauer neben Bauer und Baur, Schmid und Schmied neben Schmidt und Schmitt, Beck und Beckh neben Bäck und Bäckh, sogar Pick usw. Die Höchstleistung weist wohl der Name Maier auf. Bei ihm kann außer den dreierlei Flauten (i, j, y) ein e die Stelle des a vertreten und außerdem das e an vorletzter Stelle wegfallen, was ein Dutzend Kombinationen ergibt. Daß an dieser Mannigfaltigkeit die äußerst zahlreich mit Vornamen identischen Geschlechtsnamen teilnehmen, versteht sich um so mehr von selbst, als ja leider noch heute die Schreibung jener teilweise recht willkürlich ist. Es besteht Wettbewerb zwischen Carl und Karl, Hans und Hanns, Walter und Walther, Josef und Joseph usw.

Diese Vielfältigkeit in der Schreibart unserer Familiennamen erklärt sich aus der vollständigen Gleichgültigkeit unserer Vorfahren gegen die Rechtschreibung überhaupt. Im ganzen Mittelalter war Willkür selbst in den amtlichen Schriftsätzen, den Urkunden, Trumpf. Maßgebend war allein die mündliche Aussprache, und so hatte jeder Stamm wieder seine besondere Schreibart. Die Sachsen setzten weiche Konsonaten, wo man sich im übrigen Deutschland der harten bediente. Aber damit noch nicht genug, wechselte auch die Rechtschreibung in denselben Gegenden, an denselben Orten ganz willkürlich. Ueberall zeigte sich eine Neigung zur Unständlichkeit, zu Häufungen — im Gegensatz zu unserem eben daraus erwachsenen Streben nach Vereinfachung. Namentlich wurden mit Vorliebe die Konsonanten verdoppelt, selbst die im Anlaut, möglichst viele h angebracht, besonders auch noch k, z zu tz erweitert. Die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte wohl mehr Ordnung, griff aber doch nicht durch. Immer noch war eine folgerichtige Rechtschreibung nicht Gemeingut des Volks, sondern hing vom Bildungsgrad des einzelnen ab. Wie tief eingewurzelten Mißbräuchen wir es hier zu tun haben, geht am deutlichsten daraus hervor, daß das seit Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs brennend gewordene Verlangen nach Vereinheitlichung der deutschen Orthographie noch immer nicht zu einem restlosen Erfolg geführt hat. Hat doch beispielsweise Bayern das th in den Ortsnamen beibehalten, während das württembergische Nachbarland es ausgemerzt hat. Und so kann man die Merkwürdigkeit erleben, daß man aus dem bayerischen Thalfingen über die schwarzroten Grenzpfähle hinüber sofort nach Obertalfingen gelangt.

Unsere Familiennamen haben nun vollen Anteil an dieser Verwilderung der älteren deutschen Orthographie, deren Sünden in den wissenschaftlichen Werken über jene nur nicht ins rechte Licht gestellt sind. Die Familiennamen haben sich bekanntlich sehr langsam und in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes zu verschiedenen Zeiten durchgesetzt im Zusammenhang mit dem Emporkommen der Städte und des Bürgertums. Doch war der schon im zwölften Jahrhundert in Fluß gekommene Prozeß bis zum vierzehnten in der Hauptsache vollendet — also zu einer Zeit, da die Mundarten noch den Ausschlag gaben und keine einheitliche Schriftsprache, geschweige denn eine allgemein gültige Rechtschreibung vorhanden war. So entstanden gleichzeitig mit den oberdeutschen Namen Müller, Teufel, Türing (vom Volksnamen) in Niederdeutschland die Formen Möller, Deibel, Döring. Um den Wirrwarr vollständig zu machen, kam noch die orthographische Gleichgültigkeit hinzu. Nicht einmal auf engstem Raume herrschte zur gleichen Zeit irgendwelche Folgerichtigkeit. Es kamen gar nicht selten vor, daß in derselben Urkunde derselbe Mann abwechselnd Schäfer und Schäffer, Bed und Beck, Schwarz und Schwartz, Werz und Wörtz geschrieben wurde. Ja, die Verschiebungen erstrecken sich sogar über die Grenzen hinaus auf Laute und Silben. So wechselt Widmann beliebig mit Widmaier. Manch mit Mancher, Eberle mit Eberlen, Eberlin, Eberlein. Es brauchte nur noch ein Schreiber aus einer fremden Landschaft zu einem Stamme verschlagen zu werden, dessen Mundart er nicht beherrschte und die Unordnung kannte keine Grenzen mehr.

Mit der langsamen Besserung der deutschen Rechtschreibung gelangte auch die Schreibart der Familiennamen zu größerer Festigkeit; ja gerade hier ist beutzutage die vollkommene, sogar gesetzmäßig geregelte Beständigkeit erreicht worden, die man in der übrigen Orthographie noch vermißt. Wiederum ging die Entwicklung nur ganz allmählich vor sich. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gestaltet das meiste. In erster Linie hielten jetzt die Gebildeten selbst auf gleichförmige Schreibung ihres Namens. Goethe klammerte sich für seine Person folgerichtig an beide oe, während die, welche an ihn und über ihn schrieben, bald einfacheres ö bevorzugten. Doch war noch bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mancherlei in das subjektive Belieben des einzelnen gestellt. Die Beispiele von großen namhaften schwäbischen Dichtern legen dafür Zeugnis ab. Der junge Mörike, der sich mindestens noch 1827 Möricke schrieb, warf als Pfarrvikar das e ab, ohne sich darüber mit seiner weiteren Verwandtschaft zu verständigen, die es teilweise noch bis heute beibehalten hat. Und Hermann Kurz brachte das t vor dem z seines Namens, das sich in seiner Familie schon durch Generationen festgesetzt hatte, dem Sturzdrang des Revolutionsjahres 1848 zum Opfer. „Nun habe aller Zopf ein Ende!" rief er aus.

Man sollte nun eigentlich denken, daß bei endgültiger Festlegung der Namensform die einfachste und natürlichste Schreibweise gewählt worden sei, und namentlich eine solche, die noch deutlich den Ursprung des Namens erkennen und durchblicken ließ. In Wirklichkeit ist jedoch das gerade Gegenteil davon der Fall gewesen. Einmal wurden die aus der Verwilderung der Orthographie hervorgegangenen Gestaltungen vielfach zu dem Zweck gewählt, um von einer anderen Familie desselben Namens eine Unterscheidung zu schaffen. Dabei bedienten sich häufig infolge mangelhafter genealogischen Kenntnisse gerade solche Familien verschiedener Schreibarten, die sich schon nach wenigen Generationen auf denselben Stammvater zurückführen ließen. Großen Einfluß übte die aus Eitelkeit geborene Ansicht aus, die unständlichere und ungewöhnlichere Namensform sei die vornehmere. Daher die Linch, Wolff, Schlögel, von denen sich manche vielleicht immer noch ein klein wenig mehr dünken als die bescheidenen Link, Wolf und Schlegel. Ja, das Bestreben, die Ableitung des Namens von einem ehrlichen Handwerk zu verwischen, führte zu den wunderlichsten Verzerrungen: aus Knierim konnte Cnyrim, aus Faßbinder Vaßbender werden. Vielleicht noch häufiger als eine solche ausgesprochene Absicht trug an widernatürlichen Schreibarten von Geschlechtsnamen Unwissenheit über ihre Herkunft die Schuld. Am stärksten war der Ursprung da verdeckt, wo der Familienname von alten Rufnamen herrührte. Noch heute z. B. ist sich der Laie kaum bewußt, daß die meisten Familiennamen auf el aus Vornamen mit der Diminutivendung ilo entstanden sind. Wer weiß, daß in Riedel Rudilo, in Hügel Hugilo, in Weigel oder Weigle Wigilo steckt? Wenn man aber nicht wußte, wie man einen Namen erklären sollte, so konnte man auch nicht wohl die korrekte Schreibart aufbringen. Wäre es z. B. allgemein bekannt gewesen, daß Maier aus dem lateinischen maior entstanden ist, so hätte in Norddeutschland schwerlich die Schreibart Meyer ein so starkes Uebergewicht erlangt. Ferner leitete man vielfach die Familiennamen von Begriffen irrtümlich ab, die einen ähnlichen Klang und ähnliche Lautbestandteile hatten, und paßte dem die Form an. Man vergaß dabei völlig, daß jeder Name ursprünglich einen sehr guten Sinn gehabt hat. Man dachte sich jedenfalls recht wenig dabei, wenn man den alten Heldenbariton Zentgraf zu einem Zinkgraf verballhornte. Oder da man nicht mehr ahnte, daß Kroll im Mittelhochdeutschen Locken bedeutete, und daher dem schönen imperativischen Namen Schlichtekroll ratlos gegenüberstand, so half man sich schließlich damit, daß man den Namen mit dem geläufigen Begriff Groll zusammenbrachte und ihn Schlichtegroll schrieb.

Heutzutage ist, wie schon angedeutet, die Unsicherheit in der Schreibart der Geschlechtsnamen bis auf den letzten Rest überwunden, und jeder hält peinlich an der Form fest, wie sie sich nun einmal historisch entwickelt hat, mag sie noch so gekünstelt und verzwickt sein. Zu bedauern bleibt nur, daß zur Zeit der Festlegung aus Irrtum oder Torheit so viele Fehler begangen worden sind, und daß die Gelegenheit zu richtiger und sinngemäßer Formung unserer Familiennamen für immer verpaßt ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V. Erich Seiffert.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0006

Hallescher Kurier

Unterhaltungsbeilage der Halleschen Zeitung

Nr. 45 — Halle/Saale • Sonntag, den 9. November — 1·9·1·9

Zwischen Morgen und Abend

Von

Rudolf Michael.

Der Zug hält jäh auf der Strecke, als habe irgend ein wütiger die Maschine plötzlich vor die eiserne Stirn gestoßen. Der Rauch zog in vollen Schwaden über den in Licht ertrinkenden Acker. Das reife Korn ließ sich den Schlaf streicheln von denen sanft hinwebenden Dualm, langem, halb herrischen, halb sehnsüchtig hellen Pfiff erte die Maschine Einlaß in den Bahnhof. Dann stand still wartend und warf Rauch und Funken aus ihrem en schwarzen Hals.

Den Zug hindurch, Bank an Bank, hockten die Leute im ben Schlaf. Der müde, warme Sommerabend steckte Kopf in jedes Fenster, nickte leicht und drückte allen die ide in den Schoß. Ziemlich am Ende des Zuges saß allein im Abteil und hatte Augen und Nase gegen die ibe gedrückt und irrte mit seinen Blicken dem Wind dem Rauch nach durch das Korn. Ein kleiner zerter Sack lag ihm auf den Knien. Das einzige, was aus der Gefangenschaft mitbrachte. Der schmale Körper durchbebt von dem letzten Zittern einer bissigen nfheit. So kam er aus der Verlassenheit, aus der Dämrung, die zwischen Leben und Tod sich ausbreitet. Er e nie geschrieben in die Heimat. Nicht gekannt, nicht gt, nicht gewollt. So hatte er immmer hinter Wänden Schatten gelebt. Und nun doch plötzlich heimkehrend. Ein Begrabener, der plötzlich von unten den Sargdeckel ößt, mit den Fäusten die Erde verjagt, aufspringt und reckt im ungewohnten Lichte. Wer würde hier in der mat noch von seinem Leben sprechen? Ein Gläubiger eicht, der noch um sein Geld bangte. Seine Frau lebte in einem dunklen Hause von Zimmer zu Zimmer leichen, wie eine Großmutter, die von wenigen Erinnerungen zehrt. Von einer kurzen Ehe würde sie kaum träumen, denn schließlich verblaßt auch der fernste tern.

Der Zug lag stumm wie ein schwarzer Arm mit harter ust gegen die Stadt ausgestreckt.

Der einsame Heimkehrende umfaßte die Türklinke, hte sie, öffnete sacht die schwere Tür und ließ sich hingleiten wie ein Dieb, der mit der Beute das Haus verläßt. Er sprang über die Schienen und verschwand hinter dichtbewachsenen Böschung. Die reifen Halme schlugen hter ihm zusammen und wogten wie das Wasser, das nse, weite Ringe legt. Hinter den ersten Büscheln Korn rteile er.

Der Zug schrie dumpf und klagend auf und wälzte sich chselig die kurze Strecke vorwärts in die kleine Stadt hein. Der Rauch zog nebenher wie eine endlose graue ne.

Der Einsame im Dunkeln ließ die Augen mit dem en Wagen gehen, bis das rote Licht hinter Busch und ner verschwand. Dann ging er auch gegen die Stadt , die in dem aufkommenden Abend einen bunten Schimer über sich legte wie eine Haube.

Er lief straßauf, straßab, mitten auf dem Fahrweg, am ßen hinter einem Wagen her. Kindliches steckte in ihm d die Krankheit dazu. Er wagte sich an kein Haus heran. fühlte, daß er hier Recht und Pflicht verloren hatte. m eine Ecke schreckte ihn ein wiehernides Lachen, und als e Uhr vom Turm danach mitteinfiel, ballte er verlegen die ände und zog wieder ins Freie.

Zwischen zwei Gärten, auf weichem Boden, schlief er lange, bis er aufwachend das Licht von seinen Augen wehrte. Als er die Stadt umschlich, sah er aus wie ein Stück Acker oder Feld. Reste von Gras und Disteln steckten ihm noch hinter den Knöpfen und an den Stiefeln. Nasser Sand klebte in den Falten des abgetragenen Rockes, das fahle Gesicht sah aus wie ein Wasser im Mondlicht. Armerlich fühlte er sich klein und schwach. Ihm fehlte der Mut.

Drinnen in der Stadt lebte das Leben. Wagen polterten und Hämmer klangen. Und der Rauch aus vielen brennenden Herden legte sich in Locken und Strähnen um die Dächer und Giebel.

Einer hatte ihn erkannt, trotz den Spuren von Furcht und Krankheit, der irgendwo mit ihm auf einer Kirchenbank gesessen und ihn hatte beten sehen. Der sah ihn nun stehen und warten hinter Büschen, wie er Blätter pflückte und zwischen den Fingern zerrieb. Und trug es in die Stadt. Aber es kümmerten sich nicht viele darum. Denn das Brot war teuer, und sie dachten daran, wie sie am Mittag satt würden.

Als er später im Gras am Wasser lag, ging eine Frau eilig vorbei neben einem Manne, und sie spielten beide mit ihren Augen ineinander. Der Einsame verdrehte sich den Kopf, bis er die beiden nicht mehr halten konnte mit seinen Blicken. Und obwohl er sie nicht erkannte, ahnte er seine Frau. Solch buntes Kleid hatte sie zwar nie getragen, hatte nie solch raschen Gang gehabt. Aber es gibt Gewohnheiten, die anderswo wurzeln wie im Auge.

Er stand mühsam gelassen auf und lief hinterdrein wie ein Hund. Die beiden voran schienen rascher zu gehen. Sie liefen beinahe. Aber er blieb ihnen an den Fersen.

An einer Straßenecke blieb er zurück, legte den Kopf an den kalten Stein und äugte um die Ecke hinter den beiden her. Die Frau sprang in ein Haus. Der Mann stand flötend am Kantstein und rechnete vor sich hin.

Der Einsame klebte an dem Stein, als wollte er hineinwachsen. Er fühlte sich tiefinnerlich warm werden. Und war es plötzlich der Stein, der tropfte, oder seine Stirn?

Die Frau war wieder draußen und führte ein Kind mit behutsamer Hand. Das streckte die kleine geballte Faust gegen die Sonne und lachte. Dann gingen sie Schritt vor Schritt gegen das andere Ende der Stadt.

Der Mann löste sich vom Stein, als zöge man ihn an einer Kette hinterher. In seinem Blut war Kraft und Glanz. Er fühlte sich gesund zum Tanzen und mutig zum Zanken. Er wußte nichts von gestern und morgen und lief nur wie ein Kind hinter den Dreien her und freute sich des Lichts.

Sie waren draußen zwischen Bäumen und Hecken. Er hörte die Frau sprechen und wußte nicht, ob es die seine war. Aber das Kind! Sein Kind nicht. Und doch sein Kind. Seltsames Fühlen!

Plötzlich stand er vor ihnen, riß die Augen weit auf und war blaß wie der Himmel.

Die Frau tat einen verhaltenen Schrei und griff nach dem Kind. Der Mann blieb ruhig.

Der Einsame öffnete den Mund zum Lachen, wie es ihm ums Herz war. Aber plötzlich merkte er einen kalten Hieb gegen das Herz. Und er sah alles, wie es war, seine Frau. Der fremde Mann. Und er, der Tote, mit totem Recht.

„Da bin ich, Liese!" rief er, wie einer, der in Angst ist. Und gleich darauf sanfter: „Ich war krank, aber Du?"

Die Frau will weinen und weiß nicht, gegen wen sie sich wenden soll. Hilflos greift sie nach dem Kind, das lacht und horcht. Der Mann ist geschlagen und hofft ein Wunder. Aber der Fremde geht nicht, und da lacht er verlegen zu dem Kindchen herunter. Der Einsame senkt den Kopf und spielt mit den blonden Haaren des Kindes. Das weiß so schnell nicht, wie es die drei zusammenjinkenden Menschen halten soll. Und da lacht es auch und ballt wieder die Fäustchen voll lustigem Zorn.

Aber der Einsame greift ihm plötzlich unter die Arme und springt mit dem erschreckten kleinen Wesen über Wege und Blumen irgendwo ins Freie hinein.

Die Beiden bleiben gebannt stehen, als liege ihnen ein breiter, harter Riemen vor der Stirn, als seien sie in ein drückendes Joch gespannt. Sie wollen sich wie zwei schwere Pferde ins Geschirr legen, aber sie stehen und starren.

Jener tanzt mit dem Kindchen im Arm über die Wiese und ist wie ein Kobold, den die Gewalt der Nacht losgelassen. Das Kind schlingt beide Arme um seinen hageren Hals und lammelt selig zwischen Bäumen und Glück.

Er wirft das Kind sanft ins Gras und spielt mit ihm wie ein übermütiger, wilder Bär. Er rollt den zarten Leib hin und her durchs Gras, bis es gang in Blumen und Halmen verschwindet. Und als er sich noch einmal aufgerichtet hat, um nach den beiden in der Ferne zu spähen, küßt er das strampelnde Kind, bis es weint vor Schmerz und Schreck.

Dann steht er auf, horcht eine Weile zitternd auf das Summen und Singen der Mücken und geht am Wasser entlang in den Wald hinein.

Die Bäume schüttelten sich voller Musik. Der ganze Wald ist voll Tönen und Brausen und Rauschen. Er stapft rasch wie ein Junger durch das dichte, feuchte Laub. Heimkehrfroh, und weiß nichts mehr von dem, was war.

*

Verwelschte deutsche Berge. Durch die von der Entente beschlossene Angliederung Deutsch-Südtirols an Italien verliert Tirol zahlreiche, jedem deutschen Alpenfahrer liebe und vertraute Berggruppen und -spitzen. So vor allem die mächtige Ortler-Gruppe mit dem höchsten Punkt Tirols, dem Ortler (3902 Meter), der Königsspitze und dem Cevedale, dann die Schröttherhörner, Kreuzspitze, Sulden spitze, Schöntauspitze, Berninspitze, Venezia-spitze, Eggenspitzen, Hasenohr, Vaberspitze, Angelusspitze, Tschengelser Hochwand, Madatsch spitzen, Pfeifhorn, Monte Nosola Vioz, Palon della Mare. Besonders schmerzlich ist der Verlust der Dolomiten, vor allem der rein deutschen Gebirgsgruppen, als da sind der Rosengarten mit der Rosengartenspitze, der Netwand, der Vajolettgruppe, der Grasleitenspitze, dem Antermoja und dem Kesselkogel. Auch der wundervolle Schiern mit den berühmten Seiser Alpe, der „schönsten Alpe Tirols" ist verloren. Weiterhin die Sellagruppe, Geislergruppe, Tofana, der Heilige Kreuzkofel, Seekofel mit dem Prager Biwak, die Hohe Gaisl, die berühmten Drei Zinnen mit den übrigen Sorrer Dolomiten, Dreischusterspitze, Haunold, Dürrenstein mit Pläßwiesen, Eisenkofel, Zwölferkofel, Birkenkofel, dann Langkofel, Plattkofel, Fünffingerspitze und Grohmannspitze in den Gredner Dolomiten, Dürrenstein mit Pläßwiesen. In den Oetztaler Alpen gehen verloren: die Finaistspitze, der Similaun, die Teresspitzen, die Hohe Weisse, die Hohe Wilde, die Mumalspitze, Granatenspitze, Salurnspitze, Lagaunspitze und die Seelenköpfe; in den Stubaier Alpen die Senkelerspitze und der Feuerstein; in den Zillertaler Alpen die Weißgrinkspitze, der Hochfeiler, der Thurnerkamp, der Schwarzenstein, an dessen Fuß die große Berlinerhütte liegt, und die Löfelspitze. Auch die Rokgruppe mit dem Hochwall, Wildstall und dem Morgenkofel ist verloren. Zu diesen Verlusten kommt noch der schmerzliche Verlust von mehr als 200 Alpenvereinssektionen, welche die Italiener voraussichtlich gleichzeitig „annektieren" werden.

Vom Handwerk und seinen Bräuchen

Handwerk hat goldenen Boden! Dieser alte Spruch, der aus einer längst entschwundenen Vergangenheit stammt, hat unter gewissen Voraussetzungen auch heute noch seine Gültigkeit. Längst sind freilich die Zeiten dahin, da der Handwerker allein maßgebend war im Rate der deutschen Städte, da die Handwerksgilden zu den maßgebenden Vereinigungen zählten, die ein bedeutendes Wort im Gemeinwesen mitzusprechen hatten, und mit denen, zumal in den freien Reichsstädten, der Rat gewaltig zu rechnen hatte. Denn waren die Gilden für Neuerungen oder große Ausgaben nicht zu gewinnen, so verdarb der Rat es sozusagen mit ihnen, so erwuchs ihm daraus ein nicht zu unterschätzender Feind, denn die meisten und angesehensten Mitglieder der Bürgerschaft angehörten.

Zucht und Sitte innerhalb der Gilden waren außerordentlich streng. Aufrichtiges Maß und Gewicht wurde mit einer Strenge gehalten, die heutzutage sonderbar anmutet. In gewöhnlichen Abständen erschien, vom Bürgermeisteramt oder den freien Reichsstädten vom Rate gesandt, in den Werkstätten der sogenannter „Wardein", der nachzuprüfen hatte, ob in der Werkstatt auch genau nach den vorgeschriebenen Regeln gearbeitet wurde. War dies nicht der Fall, stimmten Maß und Gewicht nicht, so wurde der schuldige Handwerksmeister unverzüglich aus der Gilde ausgestoßen und führte dann den Namen „Freiscuster", „Freischuster", oder „Freibäcker", je nach dem Handwerk, das er betrieb, zum Zeichen, daß er seiner Gilde nicht mehr angehörte. Der Ausgestoßene war ein geschlagener Mann; denn niemand wollte bei dem Verstimmten mehr arbeiten lassen. Aber die Verbehlung schlimm, so konnte die Ausstoßung auf Lebenszeit geschehen, in geringfügigeren Fällen jedoch wurde nach einigen Jahren wieder aufgehoben. Verpönt war auch das sog. „in's Handwerk pfuschen"; kein Handwerker durfte eine Arbeit liefern, die in irgend einer Weise in die Rechte einer anderen Gilde eingegriffen hätte. So war es beispielsweise nicht gestattet, daß ein Schuster Pelztiefel herstellte, da dadurch die Kürschner oder, wie sie in alter Zeit hießen, die „Belzer" beeinträchtigt worden wären. Der Schuhmacher durfte nur den Pelzschuh anfertigen; die Pelzfütterung mußte er den Belzer machen lassen. Empfindliche Geldbußen standen auf derlei Uebertretungen. Ueber Gilde stand ein Amtsmeister vor, der über Ehre und Gesetz wachte. Waren Streitigkeiten zu schlichten oder gab es einen wichtigen Beschluß zu fassen, so wurde „hohe Gildensprache" gehalten, der der Amtsmeister präsidierte. Doch auch er dies nicht allein: er mußte einen Rathsherrn zuziehen, der die Würde eines „Morgensprachsherrn" bekleidete, so daß die Eintracht dauernd über die Vorgänge innerhalb der Gilden unterrichtet war.

Ganz eigenartig gestaltete sich auch das Leben der Gesellen. Ihre freie Zeit war knapp bemessen; dafür wurden sie aber ganz zur Familie gerechnet und dementsprechend gehalten. Keinem Meister, und hatte er auch die größte Werkstatt, war es gestattet, mehr als zwei Gesellen und einen Lehrjungen zu halten. Uebertrat er diese Vorschrift, so wurde das Vergehen streng geahndet. Der in heutiger Zeit berüchtigte „Blaue Montag" war in vergangenen Jahrhunderten eine durchaus rechtmäßige Einrichtung, eine Vergünstigung, die dem Gesellen zustand, allerdings nicht an jedem Montag, sondern nur alle paar Wochen einmal. In manchen Städten, wie beispielsweise in Lüneburg, gab es gar nur einmalig in jedem Vierteljahr einen blauen Montag. Da die Mauerer an diesen Tagen eine große Rolle spielten, so hielten die Gilden ihren freien Tag abwechselnd, damit nicht gar zu viele Gesellen gemeinsam ihre Freiheit ausnutzten. Wanderte ein Geselle in eine fremde Stadt ein, so mußte er nach genauen Regeln seiner Gilde durch das Stadttor ziehen und sich dadurch dem Tornächter als Schneider, Brauer oder Böttcher zu erkennen geben. Das Wohnen in einer beliebigen Herberge war ihm nicht gestattet; er mußte vielmehr in der Herberge seiner Gilde absitzen, wo er bei seiner Ankunft von dem Altschöffer der Gilde einem strengen Verhör unterzogen wurde. Eigenartig war auch die sogenannte „Einfahrt" eines neu zugewanderten Gesellen in die Gildenbrüderschaft. Diese Einfahrt fand meist mehrere Wochen nach dem Eintritt eines Gesellen bei einem Meister statt und gestaltete sich zu einem großen Fest, bei dem das Bierdrinken freilich die Hauptsache war. Doch auch dieser Brauch wurde nach gewissen Regeln gehandhabt. Die Gesellenbrüderschaften besaßen meist eine ganze Anzahl großer Becher, die nur bei ihren Festlichkeiten benutzt wurden und die sonderbarsten Namen trugen. So nannte die Schuhmachergesellenbrüderschaft im alten Lüneburg einen Becher ihr eigen, der „das große Glück" hieß; ein anderer wurde „Jungfernlanne" genannt, bei deren Leeren laut oder leise des fernen Liebchens gedacht wurde. Dann gab es den Becher „der gute Wille", der sonderbarerweise einen Schweinskopf darstellte, den „Hemdbecher", der von einem eingeritzten Vergißmeinnichtkranz umwunden war und nur von den fremd zugewanderten Gesellen geleert wurde, die dabei ihrer Heimat gedachten. Ein Becher hieß „das Bier auf der andern Hand", er war besonders lehrreich und mußte und durfte nur mit der linken Hand zum Munde geführt werden. Wer sich aber verrach und dazu die Rechte gebrauchte, oder beim Trinken mehr Bier verschüttete, als eine Hand bedecken konnte, der mußte Strafe zahlen. Der letzte Becher, der bei der Einfahrt kreiste, hieß die „Gerechtigkeit", und dieser ging am längsten von Hand zu Hand; denn an ihm durfte sich jeder schadlos halten, der bei den vorangegangenen zu kurz gekommen schien.

Alle diese Regeln und Vorschriften, die strengen Arbeitsgesetze sowohl wie auch die heiteren Bräuche der Gildengesellschaft bewirkten, daß innerhalb des Handwerks festes Zusammenhalten, Zucht und Ordnung herrschten, daß die Arbeit fröhlich gedieh und dadurch zu Wohlstand und Ansehen verhalf. Der alte Spruch, mit dem jeder eine Werkstatt betrat: „Gott ehr' ein ehrbar Handwerk", bewahrheitete sich: Gott ehrte das Handwerk in alter Zeit durch seinen Segen, und die Menschen halfen ihm redlich dabei.

*

Schauspieler-Aberglaube. In Shakespeares „Hamlet" sagt die Königin: „Der kranken Seele, noch der Art der Sünden, scheint oder Tod ein Unglück zu verkünden." Das ist sicherlich ein wahres Wort. Aber auch in gesunden Naturen, wie bei Jägern und Seeleuten, sitzen abergläubische Vorstellungen oft so fest, daß sie nicht selten entscheidenden Einfluß auf die ganze Lebensführung des Menschen gewinnen. Ist es da zu verwundern, daß gerade die Leute vom Theater, deren Erfolge in ihrem nervenaufregenden Beruf von der leicht und schnell wechselnden Stimmung des Publikums und den launen des Zufalls abhängen, ganz besonders zum Aberglauben neigen? Daß Schauspieler auf der Bühne sich nicht gern in einen Sarg legen, ist schließlich zu begreifen. Rätselhafter ist schon die Furcht der Bühnenkünstlerinnen vor Brautkleidern. Wer ein solches auf der Szene trägt, muß unfehlbar noch im Laufe der Spielzeit sterben! Läßt ein Schauspieler seine Rolle hinfallen, so „gefällt" er abends darin; zerbricht er seinen Spiegel in der Garderobe, so ist dies ein untrügliches Zeichen dafür, daß er bald sein Engagement verlassen muß. Und weh dem Regisseur, der es wagen sollte, auf der Bühne eine Pfauenfeder zu verwenden! Nichts ist unglückbringender als das augenstrahlende Gefieder des Vogels der Juno. Pfeifen hinter den Kulissen hat die verhängnisvollsten Folgen. Talismane sind bei Bühnenkünstlern beiderlei Geschlechts beliebt; viele würden die wellbedeutenden Bretter nie ohne solchen Schutz betreten. Es gibt Schauspieler, die eine bestimmte Rolle nur mit Zittern und Zagen spielen, denn es passiert ihnen in derselben immer etwas! Die Angst vor dem Steckenbleiben in einer Rolle ist natürlich groß und kämt sich an dieses Furchtgefühl der Aberglaube in mancherlei Gestalt. Stellt ein unfundiger Garderobier dem Künstler die Schuhe auf den Schminktisch, so ist ein Versagen des Gedächtnisses beinahe sicher! Tief eingewurzelt ist der Glaube, daß, je schlechter die Generalprobe geht, um so besser die erste Vorstellung verläuft, und dasjenige Stück macht sicher die besten Kassengeschäfte, bei dem es gelegentlich der Proben zu einem großen Krach kam. Es soll Theaterdirektoren oeben, die absichtlich einen solchen herbeiführten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0007

Frauenspiegel

Unsere Valuta und die Hausfrauen

Wohl jede Hausfrau hat wohl schon in der letzten Zeit von dem Sinken unserer Valuta gehört. Wurde ihr davon erzählt, daß eine Mark im Auslande nur noch den dritten, vierten oder fünften Teil dessen an Wert besitzt, was sie früher galt und ständig noch immer im Wert sank, so hörte sie sicher auch davon, daß infolge dieses niederen Kursstandes unserer deutschen Mark die Lebensmittel aus dem Auslande so unerhört teuer sind und die so sehr erhoffte Preissenkung dafür noch immer nicht eintreten will. An weiteren Folgen dieser Entwertung deutschen Geldes im Auslande dachte sie meist nicht.

Da der Bedarf auf jedem Gebiete des Hauswesens nachgerade in dringender Weise gedeckt werden muß, da „Kist und Kasten leer" geworden, so kann sie kaum die Zeit erwarten, wo sie die nötigen Mittel besitzt, um nach Aufhebung der Blockade und nach Einführung von Fertigfabrikaten aus dem Auslande, die fühlbaren Lücken in der Hauswirtschaft wieder füllen zu können. Einen Hinweis auf die so stark gesunkene Valuta im Zusammenhang mit dem von ihr geplanten Anschaffungen würde sie wohl kaum nach Gebühr würdigen, da ihr das volle Verständnis für die inneren volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zwischen beiden naturgemäß abgehen muß. Hier warten in Wirklichkeit noch große segensreiche Aufgaben unserer Frauenorganisationen, die durch belehrende Vorträge unsere Frauen immer wieder darüber aufklären müssen, daß sie als wichtigste Konsumentinnen einen unendlichen Einfluß auf Heben oder Sinken unserer Valuta, wie auf die ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Volkes gewinnen können. Es muß unseren Frauen klar gemacht werden, daß beim Decken des Bedarfes durch ausländische Fertigfabrikate unser deutsches Geld immer mehr ins Ausland wandert und unserer eigenen Industrie zu ihrem eigenen Aufbau und Erstarken immer mehr fehlen wird. Es muß ihnen fernerhin ihre Bedeutung als Konsumentin bezüglich der Art der von ihnen bevorzugten Waren eindringlich vor Augen geführt werden. Einerseits helfen sie durch Bevorzugung von billiger Massenware der Kitsch- und Schunderzeugung, also indirekt der Minderung eines guten, gewählten Geschmackes, zum anderen schädigen sie die deutsche Industrie direkt durch diese Bevorzugung minderwertiger Erzeugnisse, als diese selbstverständlich zunächst den Bedarf der Masse zu decken bestrebt ist und dadurch dem Auslande gegenüber mit ihren minderwertigen Erzeugnissen ins Hintertreffen gerät. Damit aber wird der durch unsere Industrie wieder angestrebten Behauptung deutscher Industrieerzeugnisse auf dem Weltmarkte ungeheuer geschadet, und was noch wichtiger ist, die Exportmöglichkeit, also eine möglichst starke Ausfuhr nach dem Auslande, an wertvollen deutschen Erzeugnissen fast unmöglich gemacht. Gerade diese Ausfuhr deutscher Fertigfabrikate von besonderer Gediegenheit, gefälltem Geschmack und sorgsamer Arbeit, also Qualitätsware, ist es aber allein, die unsere gesunkene Valuta wieder zu heben vermag, also letzten Endes dazu beiträgt, die so hoch geschnellten Preise für unumgänglich notwendige ausländische Nahrungsmittel und Rohstoffe wieder zum erwünschten Sinken zu bringen. Die Sucht von uns Deutschen, alles vom Auslande stammende, mit dem Stempel der Auslandserzeugung versehene Fabrikat, gleichviel welcher Art es ist, über das Einheimische zu stellen, eine Sucht, die vor dem Kriege leider alle Schichten unseres Volkes ergriffen hatte, sollte jede Hausfrau in Zukunft bei sich selbst und ihren Angehörigen ganz energisch im eigensten Interesse zu bekämpfen suchen. Nur zu oft hat sich bei näherer Prüfung erwiesen, daß das so oft vielbewunderte ausländische Fabrikat als beste deutsche Arbeit sich entpuppte; die von fremdländischen Mänteln umgeben, natürlich zu viel höheren Preisen wieder aufgekauft wurde. Und da sollten wir deutschen Hausfrauen heute, nachdem wir lange Kriegsjahre hindurch so lange ertragen, um nach Aufhebung der Blockade plötzlich so ungeduldig werden und nicht mehr so lange warten zu können, bis unsere deutsche Industrie uns wieder mit allem versorgt, dessen wir bedürfen? Heißt nicht ein vorzeitiger Einkauf ausländischer Fertigfabrikate auch unserem deutschen Volke immer mehr die Arbeitsmöglichkeit erschweren und so uns alle indirekt damit selbst schädigen?

Wir sind überzeugt, daß unsere deutschen Hausfrauen bei ruhiger und eingehender Erwägung der angeführten Ursachen und Wirkungen, sich auch noch während der hoffentlich nur noch kurze Zeit bescheiden werden und dann voll Charakterfestigkeit nur das kaufen, was unzweifelhaft das Erzeugnis deutschen Geistes und deutschen Fleißes und deutscher Arbeit ist, also ein Produkt von jener Güte, um deren Willen letzten Endes der uns alle so schwer erschütternde und in seinen Folgen so furchtbare Krieg entstand.

E. Th.

*

Die erste Berliner Dozentin. In Berlin habilitierte sich mit einer Antrittsvorlesung über Symbiose die erste Privatdozentin an der dortigen Universität, Frl. Dr. phil. Paula Hertwig, Tochter von Oscar Hertwig, Nichte von Prof. Richard Hertwig, Prof. der Zoologie in München, Schwester von Privatdozent Dr. Günther Hertwig am Anatomischen Institut in Frankfurt a. M. Die junge Dozentin entstammt somit einer echten Gelehrtenfamilie. Weltbekannt ist das Brüderpaar O. und R. Hertwig durch berühmte gemeinsame Arbeiten, jetzt in der nächsten Generation arbeiten gemeinsam Paula und Günther Hertwig über Radiumwirkung auf Embryonen und über Knochenfischkreuzungen. Paula Hertwig hat sich nach Besuch einer höheren Töchterschule privatim auf das Abitur vorbereitet und es 1908 am Berliner Sophien-Realgymnasium bestanden. 1916 folgte dann an der Berliner Universität das Doktorexamen mit Zoologie im Hauptfach. Schon jetzt kann die junge Dozentin auf sieben wertvolle wissenschaftliche Arbeiten zurückblicken.

th. **Die Sicherstellung der Postbeamtinnen.** Der Reichspostminister hat dem Reichsfinanzministerium den Vorschlag unterbreitet, die Postgehilfinnen nach neunjähriger Dienstzeit in das Beamtenverhältnis zu übernehmen. Den Beamtinnen steht frei, anstatt gegen eine Abfindungssumme nach dieser Dienstzeit gänzlich aufzuhören, Ferner ist beabsichtigt, die Landbriefträger mit den Postschaffnern gleichzustellen.

— **Frauen-Beschäftigung bei der Eisenbahn.** Der Eisenbahnminister hat die Eisenbahn-Direktionen aufgefordert, im Benehmen mit den Arbeiter-Vertretungen erneut zu prüfen, welche der während des Krieges zur vorübergehenden Beschäftigung angenommenen Frauen auf Grund des Erlasses vom 10. März noch zu entlassen sind. Hierbei ist auch der Erlaß vom 1. August d. J. über die Freimachung von Arbeitsgelegenheit für die aus den abzutretenden Gebieten zu übernehmenden Bediensteten sowie für die heimkehrenden Kriegsgefangenen zu beachten, zu dem im Kürze besondere Ausführungs-Bestimmungen ergehen werden.

*

Alter und Ehe. Aufgabe des Staates wird es für die Zukunft in erster Linie sein, Frühbeiraten zu fördern, da sie erfahrungsgemäß eine höhere Fruchtbarkeit der Ehen verbürgen. Wie ungleichmäßig bisher das männliche und das weibliche Geschlecht der Zahl nach in Bezug auf Frühehen beteiligt war, zeigen die statistischen Ermittlungen, wie sie Dr. Friedrich Hoffmann für die Zeit vor dem Kriege angibt. Von den Männern im Alter von 20—25 Jahren sind nach ihm nur 8 Prozent verheiratet, von den gleichaltrigen Frauen schon 28 Prozent. Es ist die folgende Altersklasse von 25—30 Jahren zeigt große Unterschiede: zwei Drittel aller Frauen dieser Altersstufe sind verheiratet oder verheiratet gewesen, und nur ein Drittel sind noch ledig, bei den gleichaltrigen Männern befindet sich noch die Hälfte im Ledigenstand. Erst in der Altersklasse von 35 bis 40 Jahren ist der Anteil der Ledigen bei beiden Geschlechtern gleich; die Ledigenziffer beträgt 13,15 (männlich) und 13,7 (weiblich), die Verheiratetenziffer 85,32 bzw. 81,79. Im höheren Alter gibt es verhältnismäßig mehr ledige Frauen als ledige Männer. Im ganzen hat sich das verheiratete Element unserer Bevölkerung verstärkt. Die Hebung der Eheziffern zeigen — um 23 Prozent in der Zeit von 1895 bis 1907 — doch nicht nur Schritt mit der rascheren Entwicklung des Volkscharakters der sich um 19 Prozent vermehrte, sie hat sie sogar übertroffen. Ebenso ist seit 1885 eine Zunahme der Verheiratenden bei beiden Geschlechtern zu beobachten. Von 100 männlichen Personen waren 1886 durchschnittlich 34,49 verheiratet, im Jahre 1907 36,32; von 100 weiblichen Personen stieg die Zahl der Verheirateten von 33,21 auf 35,84. Der Anteil der Verheirateten hat sich also bei den Männern um 5, bei den Frauen um 4,7 gehoben.

Der zeitgemäße Haushalt

Verwendung von Seidenresten zu Weihnachts-Handarbeiten. Zu einer ganzen Anzahl von Weihnachts-Handarbeiten gesäumte zur Fertigstellung derselben und Ergänzung farbige Seide, die bei den heutigen Preisen oft vor der Wahl eines sonst gern gewählten Geschenkes zurückscheuen läßt, mit dem man vorausichtlich große Freude bereiten würde. So sind Lampenschirme und Scheiter, Toilette- und Sofakissen, ausgefüllterte Handarbeitsörchen, Kaffeemützen und Abendhauben stets sehr willkommene Geschenke, die immer mit großer Freude empfangen werden. Sie alle aber bedürfen zu ihrer Herstellung weichen, schmiegsamen Seide als Grundstoff oder zur Ausschmückung. Nun ist wohl in jedem Haushalt auch heute noch manches seidene Kleidungsstück, wie Kleider, Blusen, Hutgarnituren, seidene Unterröcke, Ballschals oder Sonnenschirmbezüge vorhanden, das sich zu diesem Zwecke ganz vortrefflich eignen würde, wenn sie ungefärbt wären. Sie dagu umfärben zu lassen, verlohnt sich oft kaum noch, aber diese Arbeit selbst vorzunehmen, bedarf es nur geringer Mühe und Kosten. Jeder Seidenstoff, gleichviel welcher Art, läßt sich bekanntlich mit den Braunschen Blumenfarben aufrischen oder neu umfärben. Jeder Farbton ist darin erhältlich. Ein kleines Päckchen genügt um bis zu ¾ Pfund trocken gewogener Seide in den neuen, gewünschten Farbtönen erfrischen zu lassen. Zunächst ist ein Kochen der Seide dabei gar nicht notwendig, sondern es genügt vollständig die sauber gewaschene und gespülte, nur ausgetropfte, jedoch nicht ausgewundene Seide im heißen Farbbad umherzuziehen bis sie den gewünschten Farbton erreicht hat. Zusatz von Salz zur kochend heißen Farbbrühe und ein solcher von Essig zum letzten Spülwasser, das völlig klar bleiben muß, wenn die Seide nicht abfärben soll, sorgt für Farbechtheit. Diese gefärbte Seide darf nur mit nicht zu heißem Eisen gebügelt werden, nachdem sie unausgewunden, am besten auf runder Stange abgetrocknet hat. Wenig Gelatine dem Spülwasser beigefügt, verleiht ihr die zu manchen Zwecken erwünschte Appretur.

H. B.

Unverlöschliche Tinte zum Wäschezeichnen. Man reibe 1 Gramm Höllenstein, 2 Gramm Gummi arabicum, 2 Gramm Salmiakgeist, 5 Dezigramm Kupfervitriol und 5 Gramm destilliertes Wasser, möglichst in einem dunkelfarbigen Fläschchen, damit die zersetzende Wirkung des Lichtes aufgehoben wird. Ehe man diese Tinte aufträgt, wird die Wäsche mit einer anderen Mischung vorbereitet, die man aus 50 Gramm destilliertem Wasser, 10 Gramm Gummi arabicum und 5 Gramm Soda bereitet. Mit dieser wird zunächst die Wäsche befeuchtet, darauf trocken gebügelt, nun mit der unverlöschbaren Tinte die Wäsche gezeichnet und möglichst in der Sonne getrocknet.

L. M.

Das Sportkleid der Dame

Von Hans von Goecke.

Ein Zweckkleid! Das soll der Leitgedanke bei der Anfertigung eines jeden Sportkleides sein. Der Sport verlangt, daß der Körper jede von ihm geforderte Bewegung ungehemmt ausführen kann. Deshalb darf das Sportkleid keine Muskel und keine Sehne einzwängen, es fordert freiesten Spielraum für Wendungen und Beugungen, namentlich in den Hüften. Die sporttreibende Dame lege deshalb als erstes das Korsett beiseite. An seine Stelle tritt das weiche, nicht zu hohe Mieder, das — angeteift — völlig ausreicht, den notwendigen Halt zu geben. Nur wenn der Zwang des Korsetts fortgelassen ist, kann der Sport dem Körper gesund sein, ihn kräftigen und erfrischen. Und das ist doch sein Endzweck! Eingezwängt läuft der Körper aber Gefahr, geschädigt zu werden, d. h. es wird das Gegenteil des Gewollten hervorgerufen! Die übrige Unterwäsche sei leicht und durchlässig, am zweckmäßigsten und gesundesten ist immer ein fester Leinenstoff. Wollgewebe sind nicht zu empfehlen, sie hitzen zu stark, ihre anfassende Wirkung ist zwar nicht abzuleugnen, sie hindert den Körper vor Abkühlungen, hat aber gleichzeitig den Nachteil der Verhitzung. Es ist daher besser, nach starker Erhitzung durch ein Ueberkleid den Körper zu schützen, d. h. bei Beendigung einer Sportbewegung sich in einen Mantel, ein Kape oder dergleichen zu hüllen. Selbst bei Wanderungen und bei Bergbesteigungen wird die Dame eine solche Hülle leicht mit sich führen können, bei Sportspielen, die an eingbegrenzte Plätze gebunden sind, besteht der Schutz am besten und am hübschesten in gestrickten Wolljacken mit bunten Bordenverfassungen oder in Sweatern.

Jeder Sportzweig hat äußerlich sein eigenes Sportkleid. Nichts ist häßlicher als zum Sport falsch angezogen sein. Man muß einer Dame, die zu einem Sport geht, schon ansehen können, zu welchem sie sich begibt, auch ohne daß sie ein äußeres Zeichen dieses Sports — z. B. den Schläger beim Tennis, Golf, Cricket, Hocken, bei sich hat. Der kurze Rock ist aus ungefärbtem Leinen, etwas gestärkt, die Waschbluse ist schlicht, ohne Spitzen und Stickereien, der weiße Strumpf hat keinen farbigen Zwickel, der weiße Schuh ist hackenlos, sein einziger Schmuck ist die etwas größere Schleife des schließenden Lederbandes. Zu allen Rasensports trägt die Dame keinen Hut, auch nicht den broadrandigen Strohhut — eine Dame, die das Verbrennen scheut, soll keinen Sport treiben, denn der Hut wird stets hinderlich sein, wird den ernsten Sport zu einer Spielerei herabwürdigen.

Der Sport verlangt eben gewisse Opfer von der lieben Eitelkeit! Ich habe auch Damen gesehen, die Tennis mit Handschuhen spielten — ba sage ich aber garnichts weiter — Handschuhe gehören nur als Gliederschutz an die Tore der Rasenspiele, denn sind sie groß, fest und aus Kernleder — der Sportgegenstand und sein Bekleidungsstück! Die Sportbluse ist ein Kapitel für sich: sie soll den Hals frei lassen mit einem runden oder spitzen, kleinen Ausschnitt, der Aermel ist lang, er schließt über dem Handgelenk mit einer festen Passe, die durch zwei Knöpfe geschlossen wird, der Schnitt ist weit und bequem, vor allem in den Schultern, es darf aber an der Bluse nichts fliegen. Man darf bei den schnellen Bewegungen nie das ängstliche Gefühl des Zuschauers haben: „Jetzt entblättert sie sich gleich!" Lose im Sitz, fest im Anzug ist die Richtlinie. Die Taille umspannt ein Gürtel, auch er wird am besten aus festem, weißem Leinen gefertigt werden, aber hier ist gegen den dickgeflochtenen oder den geriebelten Gürtel nichts einzuwenden. Auf dem Gürtel kann eine kleine — verschwindend kleine Tasche aufgenäht sein, sie darf aber nicht breiter sein als der Gürtel selbst. Sie birgt den Schlüssel zum Verschlußraum im Umziehzimmer des Sportplatzes und ein paar Geldstücke oder Scheine. Das Taschentuch ist lose in den Gürtel geschoben. Schmuck kennt der Rasensport nicht — auch keinen Ring — außer dem Trauring (wenn der Mann so streng oder die Frau so abergläubisch ist, daß ein Ablegen nicht statthaft!) Jeder Schmuck ist ein Hindernis, also bleibt er am besten von vorn herein zu Hause.

So rank und schmiegsam — schlank und biegsam erscheine die Dame zum Rasensport, so nur kann sie sich dem Genusse des Sports wirklich hingeben, unbehindert hingeben. Wenn nach diesen Vorschriften jede Dame aber ihre Kleidungsvorräte nachprüft, wird sie finden, daß sie sich für den Sport nichts Neues anzuschaffen braucht, sie wird ferner finden, daß sie trotz der Einfachheit eine persönliche Note in ihre Kleidung legen kann, — in der zweckmäßigen Schlichtheit den Schick zu finden, das ist die Kunst! So haben die Rasensports den Vorzug der Billigkeit der Bekleidung, abgesehen von Sonderanschaffungen.

Mit den anderen Sportzweigen ist das nun leider nicht der Fall, sie verlangen Sonderkleider. Aber übergroße Kosten sind hiermit auch noch nicht verbunden. Berg-, Wander- und Jagdsport will ich zusammenfassen, denn man kann sie im selben Kleide ausüben. Als Stoff wähle man den festen und doch leichten Sommerloden, als Farbe ein sich Wald und Feld anpassendes Grüngrau. Der Rock ist kurzfrei, bedecke aber doch noch die halbe Wade aus Gründen des Schutzes vor allerlei Getier, er habe mindestens zwei Männertaschen, ferner Aufknöpfbänder, sie sind beim Durchqueren von Sümpfen (Jagd) und Büchen, sowie beim Steigen unentbehrlich. Die weite Jacke hat einen aufklappbaren Kragen, so daß sie sich am Hals ganz schließen läßt, auch sie sei mit Taschen versehen. Den Kopf bedeckt der weiche Lodenhut vom selben Stoff wie das Kostüm. Dunkler Strumpf und starker Wand- oder Bergstiefel geben die Zweckbekleidung des Fußes. Man darf selbst einen Sonntagsjäger oder ein Kinderfoch nicht in Kalbslederstiefeln nehmen wollen. — man schadet damit einmal seinen Stiefeln, macht sich zum anderen lächerlich.

Die Hochtouristin wirft den Rock überhaupt zur Seite und bekleidet sich mit der Pumphose. Diese ist im Schnitt jedoch weiblich, d. h. weiter gehalten als die männliche. Die Wade bedeckt die lodene Wickelgamasche. Man sieht oft bei Veranstaltungen den gestickten Rock, unter dem die Hose getragen wird. Er wird schamhaft heruntergelassen, wenn man zu Tale in die Hotelnähe kommt. Die Scham ist falsch, denn dieser Anzug ist ungweckmäßig, er belastet die Hüften mit doppelter Stoffumgrenzung, hindert und hitzt, verbietet sich also daher von selber.

In dasselbe Gebiet schlägt auch beim Reitsport die große Frage Herren- oder Damensitz, seitlich oder quer über den Sattel. Ich stelle fest: die Beherrschung des Pferdes ist nur nur im breiten Sitz möglich. Damit löst sich für mich die Frage — die ja auch eine Kleiderfrage ist — von selbst: jede Dame, die ein Pferd voll beherrschen muß, nehme getrost den Herrensitz, d. h. jede Dame, die dressieren, Galoppieren und Springen will. Sie begibt sich zweifellos damit eines Teiles der Weiblichkeit des Wesens, aber der Sport, den sie sich erwählt hat, ist auch nicht weiblich, sie muß da logisch handeln. Ueber die Hose falle aber hier der geteilte Rock. In der letzten Zeit ist es zum Teil Gebrauch geworden, diesen fortzulassen. Dies erfordert der Zweck jedoch nicht, die Dame muß hier allerdings anders handeln als beim Bergsteigen — sie muß den Rock, dieses Zeichen der weiblichen Kleidung beibehalten, weil sie ihn beibehalten kann, ohne daß dadurch die Ausübung des Reitens gestört wird. Das Reitkleid für die Dame im Herrensitz ist dunkelfarbig, ein dunkles Braun, Blau oder Grün ist hier neben Schwarz richtig, für die Dame, die zum Bahn- und Parkreiten den seitlichen Sitz beibehält, ist dagegen nur Schwarz zu dulden. Unter dem Jackett wird eine hohe Hemdbluse getragen. Der weiche Umlegekragen ist von einem dunkelgebundenen Schlips durchzogen, den eine lange steinlose Nadel hält. Der Kopf krönt der runde steife Herrenhut — nur beim Reiten im Feld und Flur darf er durch einen Strohhut ersetzt werden.

Beim Eislauf ist den Damen am meisten ein Anpassen an die Mode gestattet. Das Schlittschuhkleid schließt sich eng an, das zurzeit gültige Röhrenkleid an — es ist nur ein wenig kürzer, damit es den Sport nicht hindert. Es kann im Gegensatz zu den andern Sportkleidern geschmückt sein, dann aber mit Pelz, dem Charakter des Eissports entsprechend. Die Eissport treibende Dame ist aber nicht gezwungen, sich ein Kleid nur für den Schlittschuhlauf machen zu lassen, nein, sie kann ihre Straßenkleid hierzu verwenden, wenn sie bei seiner Anfertigung von Anfang an etwas auch den Sportzweck berücksichtigt.

Bleibt das Schwimmen als Sport .... nicht das Tollen im Wasser-Gehen vom Familienbad aus. Der Schwimmsport erfordert nur das enganliegende Trikot — alles andere ist nur Ballast! Mit Bändern und anderen Scheußlichkeiten kann man wohl flirten und Eroberungen machen, aber nie einen Schwimmsport ausüben! Einfachheit, meine Damen!

Ein letztes Wort über die Sportfrisur. Der Grundsatz heißt Festigkeit. Sie soll nicht eine besondere Frisur sein, die die Dame eigens für den Sport sich angewöhnt, denn der Charakter ihres Gesichts, den doch die Frisur stark beeinflußt, darf durch den Sport nicht ändern! Die Dame behalte also ihre Tagesfrisur bei, gebe ihr nur durch mehr Nadeln und durch das Haarnetz erhöhten Halt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Adolf Meyer.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191911091-11/fragment/page=0008